

A.  
**Lebensbeschreibung.**

□ □ □

UNIVERSITÄTS- UND  
LANDESBIBLIOTHEK DÜSSELDORF

## I. Maria Lenzen in Dorsten.

□ □ □

### Was geht uns Maria Lenzen an?

Sollen wir uns erst rechtfertigen, daß diese Blätter nicht einer Sappho von Mytilene oder einer Annette von Droste-Hülshoff, sondern der beinahe verschollenen Maria Lenzen, geb. di Sebregondi, aus Dorsten gewidmet sind? Gewiß, hätte ihre Wiege an einem andern, uns fernem Orte des deutschen Vaterlandes gestanden, wir würden es anderen überlassen haben, sie aus der Vergessenheit zu ziehen oder gar Gedichte aus ihrem Nachlaß der Oeffentlichkeit vorzulegen. Aber Maria Lenzen ist vor etwa 100 Jahren in unserer Stadt geboren, hat hier im Elternhaus ihre Erziehung und Ausbildung erhalten, hat bis zum 35. Jahre hier gelebt und gerungen, gedacht und gedichtet, Freudiges und Leidvolles erfahren. Den Großmüttern und Großvätern des jetzigen Geschlechtes eine wohlbekannte und liebe Gestalt, hat die junge Witwe von ihrem 24. bis zu ihrem 34. Lebensjahre zunächst zwei Erzählungen, die ins christliche Altertum zurückführen, dann aber vier ziemlich umfangreiche Romane (zwei moderne, zwei historische) geschrieben. Die Spuren eines nur etwas bedeutenden und reinen Menschenlebens zu verfolgen, verschafft um so mehr Genuß und Erbauung, je näher es uns angeht. Nun hat zwar Maria Lenzen mit 34 Jahren unser Dorsten verlassen, um in dem halb holländischen Anholt eine zweite Heimat zu finden.

Aber als sie dort nach langer Pause 1870 endlich wieder zur Feder greift, wird sie zur westfälischen Heimatdichterin und beansprucht somit unsere Beachtung in noch höherem Maße. Abgesehen von zwei Stücken christlich-archäologischer Dichtung („Sunehild“, die in die Zeit Konstantins des Großen und nach Trier führt, und „das Fräulein aus dem Sassenreich“, eine Episode aus dem letzten Verzweilungskampfe des germanischen Heidentums im Zusammenhang mit den normannischen Raubzügen darstellend) wendet die erzählende Dichterin von nun an ihre ganze Liebe und Gestaltungslust ausschließlich heimatlichen Stoffen zu. Aus dem Lande an der unteren Lippe mit der Vaterstadt Dorsten, deren liebes Bild ihr überraschend lebendig geblieben ist, aus der Anholter Gegend, d. i. dem westlichen und nordwestlichen Münsterland, dem Niederrhein und aus dem benachbarten, durch landschaftlichen Charakter wie durch die Volksart engverbundenen Holland, endlich überhaupt aus dem Gebiete „zwischen Ems und Wupper“ nimmt sie die Bausteine zu ihren Erzählungen und Novellen. Alle Volksstände umfaßt sie mit gleicher Teilnahme und gleichem Verständnis. Wie es im konservativen Westfalen der Ordnung entspricht, schenkt sie dem Adel ihre besondere Aufmerksamkeit. Die Vertreter des vornehmen Bürger- und Beamtentums, der westfälische Bauer, der Kätchner am Saume der Heide, der Landpastor, der Bauerschaftslehrer, der Handwerker und Tagelöhner, der Gänse- und Schaffhirt, der Jude als Handelsmann und Heiratsvermittler — alle diese Typen beleben ihre Bilder, auf denen sich zumeist die westfälische Flachlandschaft mit ihren Büschen und Wallhecken, versteckten Bauern- und Kötterhäusern, würdevollen adeligen Sitzen und verwitterten kleinen Städtchen — oder aber die farge, menschenverlassene, unendliche Heide ausbreitet.

In der Literaturgeschichte freilich erscheint Maria Lenzen als eine ganz andere. Ludwig Salomon sagt in der „Geschichte der Deutschen Nationalliteratur des 19. Jahr-

hunderts" Seite 635: <sup>1)</sup> Eine ausgesprochen katholische Tendenz haben die zahlreichen Romane von Konrad Voland, Alban Stolz und . . . . . Maria Lenzen." für Rudolf Gottschall, der in seiner vierbändigen Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts so manchem Däumling und so manchem Unhold bereitwilligst ein Plätzchen gönnt, ist Maria Lenzen überhaupt nicht nennenswert. <sup>2)</sup> Bei Adolf Stern <sup>3)</sup> wird sie mit einer Reihe anderer (Brill, Molitor, f. v. Brakel) genannt, und es wird bemerkt: „Die Namen dieser bezeichnen sämtlich ein Ueberwiegen der neubelebten gegenreformatorischen Tendenz, und ihre Schöpfungen lassen nur allzu klar erkennen, daß der Geist, welcher Annette von Droste-Hülshoff beseelt hatte, in der Literatur der Gegenwart verflüchtigt und verschwunden ist.“

Für diese Ungerechtigkeiten wird Maria Lenzen einigermaßen durch Adolf Bartels entschädigt, der in seinem auch in kleinsten Dingen noch zuverlässigen Buch „Die deutsche Dichtung der Gegenwart“ S. 115 <sup>4)</sup> die wichtigsten Lebensdaten angibt und S. 101 unsere Dichterin den „Unbefangenen“, wenn auch innerhalb der konfessionell-katholischen Dichtung, beizählt.

Unser Interesse wurde erst durch Herrn Stadtmissionar Schumacher-Warendorf geweckt, der am 15. Mai des vergangenen Jahres in unserem Verein für Orts- und Heimatkunde einen Vortrag über das Leben und die Werke unserer Maria Lenzen gehalten und uns bei dieser Gelegenheit den von ihm bisher aufbewahrten handschriftlichen Nachlaß übergeben hat. Von einzelnen persönlichen Erinnerungen abgesehen — Herr Schumacher hat die Dichterin noch gekannt und in Anholt besucht —, stützte er sich auf den Abschnitt über Maria Lenzen in Keiters „Katholischen Erzählungen

1) 2. Aufl. Stuttg. 1887.

2) Wenigstens in der 6. Aufl. 1892.

3) Anhang zu Vilmar's Nationalliteratur, 25. Aufl., S. 587.

4) 7. Aufl. Leipzig 1907.

der neuesten Zeit" und eine kurze Lebensbeschreibung in der „Kölnischen Volkszeitung“. <sup>1)</sup>

Um die biographischen Einzelheiten zu prüfen und neue hinzuzugewinnen, besonders aber um mehr Anhaltspunkte für die Beurteilung der Persönlichkeit zu erhalten, haben wir uns an alle Personen gewandt, die unserer Dichterin nahe gestanden oder sie wenigstens gekannt haben. Von ganz besonderem Werte waren natürlich die Mitteilungen ihres Sohnes, des Herrn Ingenieurs Franz ten Brink in Godesberg und ihrer Nichte Frau Professor Maria Somborn, geb. Naegelé, in Straßburg i. E. <sup>2)</sup> Von diesen beiden Seiten wurden uns auch wichtige Urkunden, Briefe, Bilder und die aus dem Buchhandel größtenteils verschwundenen Werke der Dichterin zur Verfügung gestellt. Recht wichtig waren weiterhin die freundlichen Erzählungen der Frau Sanitätsrat Dr. Brümmer, geb. Wehling, aus Dorsten, jetzt in Münster, die im Hause des Dr. Sebregondi mit der allerdings über zehn Jahre älteren Maria Sebregondi ihre Jugendzeit verlebt hat. — Auch Frau Amalie Duesberg, geb. Rive, aus Dorsten, jetzt in Münster, und Fräulein Adolphine de Weldige in Dorsten konnten über die Familie Sebregondi und über Maria Lenzen manche interessante Auskunft geben, während wir uns über die Anholter Zeit von mehreren dortigen Familien Aufschluss geben ließen. <sup>3)</sup>

□ □ □

<sup>1)</sup> 11. Februar 1882. — Nach dem Willen des Herrn Schumacher ist der Nachlaß jetzt Eigentum unseres Gymnasiums, das für sorgfältige Aufbewahrung Sorge tragen wird.

<sup>2)</sup> Ihr Gatte H. Karl Somborn hat 5 Lieder von Maria Lenzen für eine Singstimme und Klavier (Mainz, B. Schotts Söhne) komponiert, u. A.: „Gute Nacht“, S. 113 und Schmiedelied, S. 130.

<sup>3)</sup> Der gegenwärtige Chef der fürstlichen Verwaltung zu Anholt, Herr Professor Dr. Kensing, hat uns Photographien des Schlosses und des Verwaltungsgebäudes (mit der Wohnung des Geheimrats ten Brink) zur Verfügung gestellt. — Auch Herrn Dr. Geißler zu Dorsten sind wir für manche kleine, aber wichtige Aufklärung zu Dank verpflichtet.

### Dr. Sebregondi.

Der Vater unserer Dichterin war der Dorstener Arzt Dr. Rüdiger Sebregondi, der am 20. Oktober 1785 zu Dinslaken geboren ist. Die Familie Sebregondi stammt nach der Ueberlieferung aus Italien und soll seit dem Jahre 1665 in Dinslaken ansässig sein. In den 50er Jahren, so wird in Dorsten erzählt, machte ein Dorstener namens Keller seinen Angehörigen aus Rom die Mitteilung, er habe dort einen Denkstein mit dem Namen „di Sebregondi“ entdeckt. Dr. Sebregondi ließ es dabei bewenden, sich für diese Nachricht lebhaft zu interessieren. Er wie seine Kinder schrieben sich nachher wie vorher „Sebregondi“, nicht „di Sebregondi“. Der zweite Gatte seiner ältesten Tochter jedoch, eben unserer Maria Sebregondi verw. Lenzen, Ignaz ten Brink, hielt es im Interesse seines Sohnes, dem er die Offizierslaufbahn zugebachte hatte, für zweckmäßig, die adelige Abkunft seiner Gemahlin nachzuweisen und zur Anerkennung zu bringen. Er ließ im Jahre 1866 in Rom nachforschen, erhielt einen durchaus günstigen Bescheid<sup>1)</sup>, daß nämlich die Sebregondi von italienischem, echt römischem Adel seien und schon auf einem Grabmal in der Kirche S. Prassede vom Jahre 1400 als „di Sebregondi“ erschienen. In diesem Sinne wurde an Papst Pius IX. berichtet und unter dem 17. September 1867 erhielt der Geheimrat ten Brink zu Anholt die päpstliche Genehmigung, sich den Beinamen (cognomen) Sebregondi beizulegen, da es keine männlichen Nachkommen des Geschlechtes der „Sebregondier“ mehr gebe und er als der Gemahl der ältesten Tochter des letzten Sprossen, des Dr. Sebregondi, dazu berufen sei, die edle Linie weiterzuführen. Mit dieser Voraussetzung unterlag der päpstliche Dezerent freilich einem argen Irrtum;

1) Vom römischen Senator Francesco Marchese Cava'etti.

denn bis auf den heutigen Tag gibt es zu Dinslaken männliche Glieder der Familie Sebgondi. <sup>1)</sup>

Für uns hat diese hübsche Geschichte namentlich auch deswegen einiges Interesse, weil sie uns auf sehr einfache Weise die Frage löst, warum unsere Schriftstellerin auf den Titelblättern ihrer Jugendwerke stets als Maria Lenzen,

1) Der päpstliche Adelsbrief, der natürlich in lateinischer Sprache abgefaßt ist, hat folgenden Gedankengang: Pius P. P. IX . . . . . Die Zugehörigkeit der Sebgondier zum patrizischen Adel der Stadt Rom sei durch verschiedene alte Denkmäler bezeugt; besonders aber sei durch eine Verfügung Gregors XVI. vom 20. Juni 1835 dem letzten (damals noch in Rom lebenden) Nachkommen dieses Geschlechtes, Josephus de Sebgundiis, die vordem veräußerte Eintragung ins Album des römischen Adels gestattet worden. „Nun hast aber Du, geliebter Sohn, Uns vortragen lassen, daß Ruttgerus de Sebgundiis (d. h. Dr. Rüdiger Sebgondi, † zu Dorsten 1857), ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen, das Zeitliche gesegnet und Du dessen älteste Tochter geehelicht hast. Um die Erinnerung an das so gut wie ausgestorbene Geschlecht nicht gänzlich erlöschen zu lassen, hast Du, dem die Sorge für dessen Ehre an erster Stelle obliegt, Dich demütig mit der flehentlichen Bitte an Uns gewandt, es möchte Dir die Genehmigung erteilt werden, den Beinamen Sebgondi anzunehmen und den Stammbaum dieser Familie auf den Deinigen zu pflanzen. Wir, denen an der ruhmvollen Fortdauer aller nicht nur durch Reichtum, sondern auch durch Frömmigkeit und verdienstvolle Taten hervorragenden Adelsgeschlechter Unserer lieben Stadt viel gelegen ist, haben Uns gerne zur Erfüllung Deiner Bitte entschlossen: so sprechen Wir Dich, geliebter Sohn, wie auch alle diejenigen, denen die Wohltat dieser Urkunde zugute kommt, von den Strafen der Exkommunikation und des Interdikts und von sonstigen Kirchenstrafen, gleichgültig in welcher Weise und aus welchem Grunde solche über Euch verhängt sein mögen, für jetzt und für immer los und gestatten kraft Unseres apostolischen Amtes, die Richtigkeit der gemachten Angaben und die Zustimmung etwaiger zuständigen und beteiligten Personen vorausgesetzt, durch gegenwärtige Urkunde Dir und Deinen Nachkommen den Beinamen „Sebgondi“ anzunehmen und Deinem Stammbaum den der Sebgondier anzufügen . . . . . Gegeben zu Rom bei St. Peter unter dem Fischerring am 17. September 1867. Im 22. Jahre Unseres Pontifikats. ge3. Card. is Paroniani Marelli.



geb. Sebregondi, von 1870 an aber als geb. di Sebregondi erscheint.

Die früh verwitwete Mutter Sebregondi, Hebamme von Beruf, heiratete in zweiter Ehe den Stadt- und Amtschirurgen de Leuw in Dinslaken, und Rüdiger Sebregondi erlernte bei seinem Stiefvater die Wundarzneikunde. Nach einer herben, im Elternhaus verlebten Jugend trat er 1804 als Kompagniechirurg in preussischen Militärdienst, studierte dann unter schweren Entbehrungen auf der damaligen Universität Duisburg und erlangte am 28. Mai 1810 die medizinische Doktorwürde. Hierauf war er zunächst in den Aemtern Ringenberg und Dinslaken tätig, bis er sich im Jahre 1814 als praktischer Arzt in Dorsten niederließ. In Dr. Sebregondi — später erhielt er den Titel eines Sanitätsrates — hatte unsere Stadt beinahe ein halbes Jahrhundert lang einen angesehenen und gesuchten Arzt, der auch als Mensch hochgeachtet war. Mancher setzte unbegrenztes Vertrauen in seine ärztliche Kunst. Für seinen großen Ruf zeugt die Tatsache, daß seine Hilfe bis nach Mülheim a. d. Ruhr, bis Lüdinghausen und Wesel begehrt wurde. Die Erinnerung an den vornehmen Mann mit den feinen Zügen, dem klugen Auge, dem schneeweißen Haar ist bis heute noch ziemlich lebendig. Das ganz eigenartige, vertrauenerweckende Mitgefühl des echten Arztes, des Arztes aus innerem Beruf, das durch die Leiden der Menschen nicht abgestumpft, sondern immer von neuem erregt wird, lag auf seinem Antlitz. Kinder ließ der Herzensgute selten ohne ein freundliches Wort an sich vorübergehen. Leute in knappen Verhältnissen konnten von ihm häufig genug keine Rechnung erhalten. Hätte er sich gut oder auch nur regelmäßig bezahlen lassen, bei seiner ausgedehnten Praxis hätte er ein sehr reicher Mann werden müssen. In sogenannten Gesellschaften oder Klubs war der ernste Doktor kaum zu sehen. Unermüdllich studierte er seine Fachliteratur und arbeitete darüber hinaus an seiner und seiner Angehörigen

geistigen Weiterbildung. Er war Mitglied der nieder-rheinischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Bonn wie auch der ärztlichen Gesellschaft zu Münster. Wir glauben es gerne, daß sein Name in der wissenschaftlichen Welt dereinst einen guten Klang hatte: so war er der Verfasser einer nach fachkundigem Urteil maßgebenden Schrift über die Genickstarre. Einen besonders tiefen Einblick in das geistige Leben dieses bedeutenden Mannes gewährt sein Werkchen „über die Ferngesichte, Mitgefühle und Vorgesichte und über die vorsagenden Träume“, das er, angeregt durch einen Krankheitsfall (1825), Ende der 30er Jahre geschrieben hat. <sup>1)</sup> „Was er der Natur abgelernt zu haben vermeint, übergibt der Verfasser der Öffentlichkeit in der Hoffnung, daß dadurch Männer, deren Beruf es ist, Pfleger der Wissenschaften zu sein, bewogen werden mögen, dieses bis jetzt meist noch unbearbeitet liegende Feld urbar zu machen und anzubauen, damit der so köstlichen Gabe, dem Glauben, die gebührende Anerkennung werde, der Unglaube und Aberglaube aber ihre Schranken angewiesen erhalten mögen.“ <sup>2)</sup> Bevor er in die Untersuchung eintritt, weist er darauf hin, nichts sei schwieriger und nichts erfordere größere Vorsicht, als „die Veränderungen und Wirkungen der Kräfte der menschlichen Seele“ zu beobachten. „Eröffnet sie auch zuweilen dem Zuschauer einen Blick in ihre unergründliche Tiefe, so geschieht das meistens unerwartet, während sie sich in der Regel mit Blitzesschnelligkeit wieder hinter ihre sterbliche Hülle verbirgt.“ <sup>3)</sup> Wie soll nun die Wissenschaft die unbestreitbaren Tatsachen der Ferngesichte, der Mitgefühle und Vorgesichte deuten? Man muß von den Grundlagen der „Erfahrungsseelen-

1) Münster, Theissing 1840. — Wer sich für diesen Gegenstand interessiert, lese: Surbonsen, Das zweite Gesicht (Die Vorgesichten) nach Wirklichkeit und Wesen. Köln 1907. J. P. Bachem. — Surbonsen kennt unsern Dr. Sebregondi sehr wohl; s. S. 40 f. u. 84 ff. a. W.

2) Vorwort S. 4 u. 5. 3) S. 7.

lehre" ausgehen. <sup>1)</sup> Unsere Erkenntnis ist gebunden an die „Sinnlichkeit,“ an die fünf Sinne, an die „angestrenzte und aufmerksame Beobachtung der Einwirkung der Gegenstände auf die Sinneswerkzeuge.“ <sup>2)</sup> Aber „zu dem Zwecke der Wahrnehmung und Anschauung der Gegenstände (der Quelle der Erkenntnis) besitzt der Mensch außer den bekannten fünf Sinnen noch einen sechsten, oder den Sinn des Gemeingefühls,“ der dazu befähigt, „in das Allgemeine sich hineinzufühlen.“ „Mittelst des letzteren erhält er nicht allein Anschauungen von seinen körperlichen Beschaffenheiten und Veränderungen und von seinem Gemütszustande (diesem Zweck dienen die „fünf Sinne“), sondern auch aus dem Universum (dem Gesamtleben) selbst.“ <sup>3)</sup> Für das Zustandekommen richtiger Anschauungen sind notwendige Voraussetzungen: 1. ein gesunder Zustand der Sinneswerkzeuge, 2. die Gegenstände selbst in der richtigen Entfernung von den Sinneswerkzeugen, 3. Mittelförper (Media), durch welche die Gegenstände auf die Sinneswerkzeuge einwirken können. „Zum Sehen ist die Lichtmaterie, zum Hören — die Luft, zum Riechen sind dunstförmige, zum Schmecken — auflöslliche, zum Tasten — Widerstand leistende Körper erforderlich.“ <sup>4)</sup> Der Mittelförper des sechsten Sinnes, des Gemeingefühls, ist der organische Aether. <sup>5)</sup> „Der Sinn des Gemeingefühls erstreckt sich vermittelt des organischen Aethers in das Universum (das Gesamtleben) hinein.“ <sup>6)</sup> Nun stellt aber der jetzige Mensch keineswegs das „Ideal eines körperlich und geistig vollkommenen Menschen“ dar. Vielmehr „sagt uns eine innere Stimme, daß sein jetziger Zustand nicht so beschaffen ist, wie er vermöge der Idee hätte sein müssen.“ <sup>7)</sup> Es gab eine Zeit, da die Seele noch

1) Man beachte durchweg die schlichte, echt deutsche Ausdrucksweise; wir finden heute den t. t. „empirische Psychologie“ unentbehrlich; ein feines Sprachgefühl, das sich außerdem in der gewählten Darstellung und einem seltenen Wohlklang verrät, verbietet dem Dr. S. die Benutzung entbehrlicher Fremdwörter.

<sup>2)</sup> S. 25. <sup>3)</sup> S. 32. <sup>4)</sup> S. 33 f. <sup>5)</sup> S. 35 f. <sup>6)</sup> S. 43. <sup>7)</sup> S. 18.

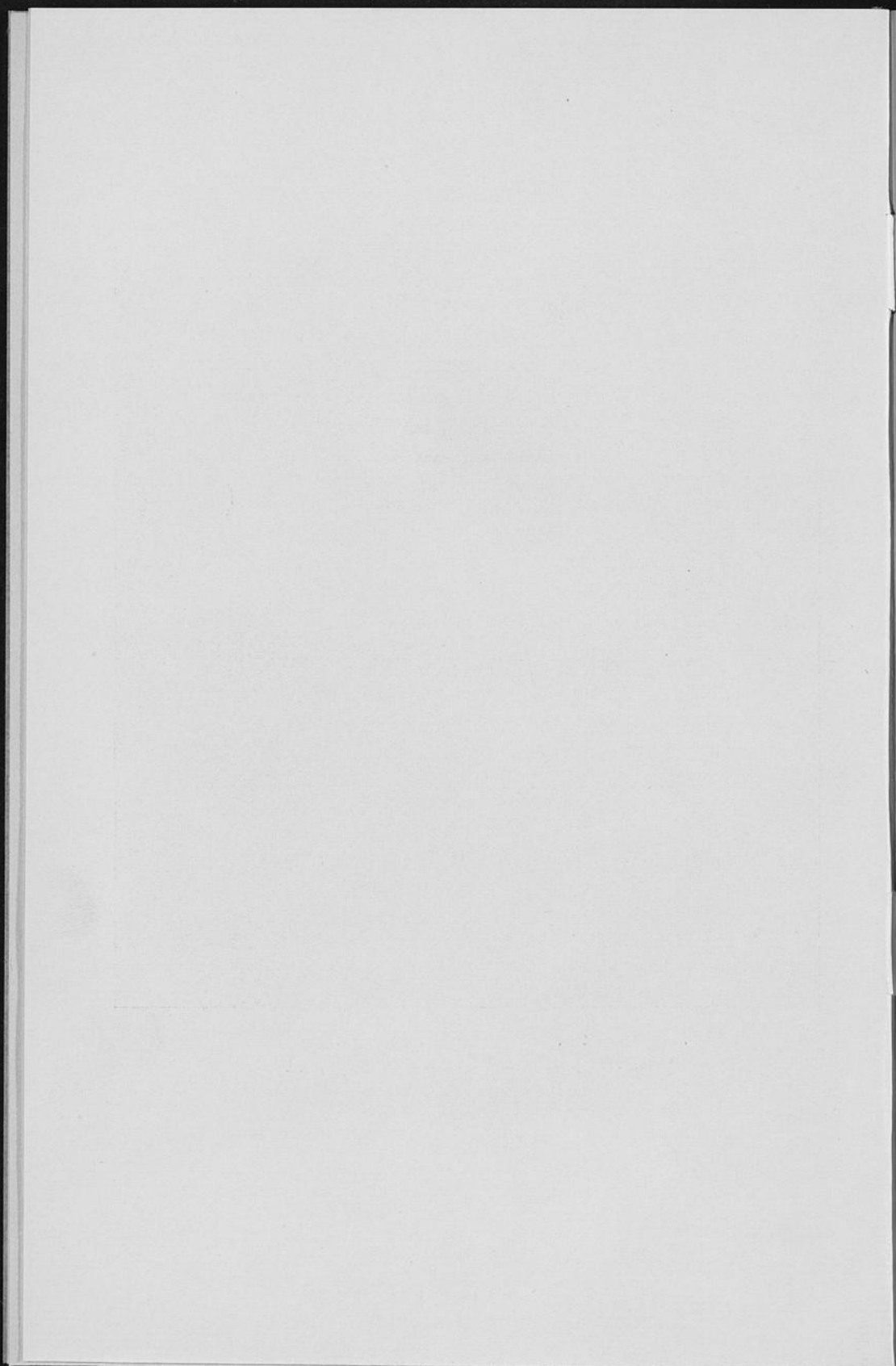
im Reiche der Ideen weilte — so würde Plato sagen —, da das erste Menschenpaar aus der Schöpferhand Gottes hervorging — so sagt Dr. Sebregondi; <sup>1)</sup> zu jener Zeit sah man noch keinen Widerspruch zwischen der Wirklichkeit und dem Ideal, da war das Gotteswerk, die Menschennatur, noch nicht zerrüttet, da mußte Adam die Gegenstände noch nicht „mühsam hinsichtlich ihrer Aufeinanderfolge und ihres Nebeneinanderseins beobachten,“ da „besaß er das Vermögen, die Außendinge wie mit einem Geistesauge zu durchschauen,“ <sup>2)</sup> „das Vermögen der klaren geistigen Anschauung, des Fernsehens mit dem Geistesauge.“ <sup>3)</sup> „Trotz hat die Erfahrung uns diejenigen Bedingungen kennen gelehrt, unter denen sich jene — edelsten — geistigen Vermögen zuweilen bei einzelnen Personen wieder zeigen können.“ Schlummernd liegen sie in dem verkümmerten sechsten Sinne, im Gemeingefühl nur verhüllt und können auch heute noch wachgerufen werden 1. durch eine stark aufgeregte Tätigkeit „des Selbsterhaltungstriebes“ (infolge von krankhaften Zuständen, von bevorstehenden Gefahren oder von magnetischen Operationen), 2. durch einen „streng sittlichen Lebenswandel.“ <sup>4)</sup> Und „wenn es möglich wäre, die unter der ganzen Menschenzahl zerstreuten und ungleich verteilten Vermögen des Fernsehens . . ., des Mitgefühls . . . und des Vorgefühls . . . auf ein menschliches Wesen zu übertragen,“ dann „würden wir in demselben wieder einen solchen vollkommenen Menschen vor uns haben, wie er ursprünglich erschaffen worden ist.“ <sup>5)</sup> Und wirklich steht „diese Vollkommenheit in all und jeder Hinsicht in der Person des Sohnes Gottes, unseres gütigsten Erlösers,“ vor unseren Augen. <sup>6)</sup>

1) S. 20 ff. 2) S. 21. 3) S. 23. 4) S. 28. 5) S. 29.

6) S. 30; an dieser Stelle drängt es den inbrünstig frommen, mystisch versunkenen Verfasser zu dem Gebet: „Ihm sei Ehre, Preis und Dank in Ewigkeit!“



Dorsten. Haus des Dr. Sebregondi.  
Heute Eigentum des Herrn Rentners Happ.



Sollte es dem Leser lästig geworden sein, uns in die Gedankengänge dieser Schrift zu folgen, die sich übrigens bei der Lektüre noch etwas wunderlicher ausnimmt, als sie nach diesem Ueberblick erscheinen mag? Aber es gibt keinen Weg, der uns tiefer in das Innere dieses merkwürdigen Mannes hineinführt; es gibt kein besseres Mittel, den Geist der Großväterzeit zu wecken, kein geeigneteres Verfahren, das Erdreich und das Klima kennen zu lernen, in dem eine Dichterin und Denkerin wachsen und gedeihen konnte. Steht da nicht, trotz einer veralteten und befangenen Art zu forschen und zu philosophieren, vor uns ein wirklich ernst zu nehmender Forscher und ein auf den Grund dringender Philosoph? Dr. Sebregondi war auch der geistige Nährvater seiner Familie. Von seiner für alles Gute und Schöne glühenden Persönlichkeit ging ein Streben nach sittlicher Vervollkommnung, ein leidenschaftlicher Zug zu religiöser Inbrunst, ein Eifer für geistige Bereicherung auf die ganze Familie. Die Sebregondi lebten ein höheres und volleres Leben, als die meisten wackeren Mitbürger sich träumen ließen. Auf dem Dorstener Friedhofs liegen drei unansehnliche, bemooste, geschwärzte und verwitterte Steinplatten: unter der einen die Gattin unseres vortrefflichen Mannes, unter der andern zwei seiner im blühenden Alter fast zu gleicher Zeit gestorbenen Töchter, der dritte, dessen eine Ecke in die Erde zu sinken anfängt, birgt die Gebeine des Kgl. preuß. Sanitätsrats Dr. Sebregondi. Wollen wir, die wir so eifrig echte und unechte römische und andere Scherben ausgraben, Lagerplätze und Wallburgen bloßdecken, wollen wir nicht auch den wenigen, wir sagen nicht großen, aber doch bedeutenden und nachahmenswerten Menschen, die der untere Lippestrand hervorgebracht, einige Aufmerksamkeit zuwenden? Als Dr. Sebregondi am 17. April 1857 starb, durfte der „Totenzettel“ — Gedanken und Ausdrucksweise lassen vermuten, daß die älteste Tochter die Verfasserin ist — mit erlaubtem Stolze sagen: „In ihm

verlieren die Seinigen einen treuen und liebevollen Vater, die Kranken einen sorgsamen und unermüdlichen Ratgeber, die Wissenschaft einen ihrer ausgezeichnetsten Vertreter und die Stadt Dorsten einen ihrer besten Bürger. Von ihm gilt im vollsten Sinne des Wortes: Wer den Besten seiner Zeit genug getan, der hat für alle Zeiten gelebt."

□ □ □

### Im Elternhaus.

Maria, die älteste Tochter des Dr. Sebregondi und seiner Frau Elisabeth, geb. Wehling, wurde am 18. Dezember 1814 geboren. Ihr folgten in den nächsten Jahren noch vier Schwestern: Alexandrine, Mathilde (spätere Kätin Kallenberg in Dorsten), Adolphine und Elise (spätere Frau Dr. Naegels in Sterkrade).<sup>1)</sup> Als eine Art Adoptivtochter wurde um das Jahr 1830 die etwa fünfjährige Alexandrine Rive, das Töchterchen des Postmeisters Rive, dessen Gattin, eine Schwester der Frau Dr. Sebregondi, plötzlich gestorben war, zur gänzlichen Pflege und Erziehung unter die eigenen Kinder aufgenommen.<sup>2)</sup> In der frühesten Jugend Marias lebte in ihrem väterlichen Hause ein verwandter Mönch, Pater Wehling, der frühere Guardian des aufgehobenen Minoritenklosters zu Soest, der den Kindern den ersten Unterricht erteilte. An seine Stelle trat später ein alter Hauslehrer, den die Fürstin Gallitzin auf ihre Kosten hatte Theologie studieren lassen, der aber zur Medizin übersprungen war und sich jetzt als Familienlehrer sein Brot verdienen mußte.

Der eigentliche Lehrer und Erzieher seiner Kinder war der Vater: er brachte Plan und Ordnung in den wilden Unterrichtsbetrieb und trug z. B. die biblische Geschichte selbst vor. In das Haus eines Arztes kommen Menschen

<sup>1)</sup> † 1907 (I) zu Düsseldorf.

<sup>2)</sup> Daher wohl die Meinung, Dr. Sebregondi habe 6 Töchter gehabt. — Uebrigens erfahren wir noch in letzter Stunde durch Herrn Dechant Lorenz, daß die zweitgeborene Tochter des Dr. S., Anna Josephine, 1819 im Alter von 3 Jahren gestorben ist.



aller Stände, und in der großen Küche hörte und sah die kleine Maria besonders die noch urwüchsigen Typen des Volkes, Bauern, Krämer, Handwerker, mehr als der vornehm zurückhaltenden Mutter lieb war, die aus guter, alter Dorstener Familie stammte und ihrer gesellschaftlichen Würde nicht gerne etwas vergab. Mit 11 Jahren kam die älteste Sebegondi zu den Ursulinen, die schon damals in der „Blinden Straße“ für die „höhere“ weibliche Bildung Sorge trugen. Ein Freund des Hauses Sebegondi, Goswin Rive, war damals geistlicher „Direktor“. Wenn in der Klosterschule — so wird erzählt — alle Kinder bei der Lösung irgend eines schwierigen Schulrätsels versagten, dann fragte der Direktor die kleine Maria, die selten eine Antwort schuldig blieb. Die gesellschaftliche Erziehung ihrer Töchter lag offenbar der Mutter hauptsächlich am Herzen: noch als hochbetagte Frau erzählte unsere Dichterin in gar drolliger Weise, wie sie schon als Kind die Tanzkunst bei einem französischen Emigranten erlernte: noch so klein und zierlich war sie damals, daß der Tanzmeister seine Schülerin wohl auf einen Tisch stellte, um die Bewegungen ihrer Füßchen besser beobachten zu können.

Nur vier Jahre lang blieb Maria unter der Obhut der Ursulinenwestern. Wenngleich sie aber von ihrem 15. Jahre ab keinen regelrechten Unterricht mehr genoß, so sorgte doch sowohl ihr Vater als ihr hungriger Geist, daß das Weiterlernen nicht unterblieb. Die Mutter war durch eine langwierige Krankheit geschwächt und bedurfte der Stütze in der Verwaltung des großen Hauswesens und bei der Erziehung der jüngeren Kinder. So lernte Maria früh das wirkliche Leben, den Ernst des Lebens durch eigene Erfahrung kennen, sie lernte die Notwendigkeit auch der gewöhnlichen Arbeiten kennen, lernte diese sogar als etwas Edles und Vornehmes schätzen. Und es muß hier schon hervorgehoben werden: im Gleichgewicht zwischen tüchtiger Hausfrauenarbeit, und sei es auch der allereinfachsten, und

zwischen geistiger Betätigung floß ihr rastloses Leben harmonisch dahin. Ob sie wirklich schon bei den Ursulinen mit den Gestalten Homers und Vergils vertraut wurde, wie Keiter wissen will, ist mehr als fraglich und wird von alten Schülerinnen des Klosters als unzutreffend bezeichnet. Man hatte sich im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts sicherlich noch nirgendwo dahin verirrt, ganz unentwickelte Mädchen-seelen nur des eiteln Scheines wegen mit so schwer verdaulicher Nahrung zu speisen. Daß Maria allerdings recht bald, als sie zur Jungfrau aufblühte, auch einen Blick in das klassische Altertum tat, macht ihr Jugendwerk „Melete“, das ein längeres Studium des griechischen Lebens, der Geschichte und Kunst voraussetzt, immerhin wahrscheinlich.

Das Familienleben im Hause Sebregondi war immer musterhaft und voll Herzlichkeit. Der Vater behauptete seine Würde als Oberhaupt in echt westfälischer Weise. Die Dichterin hatte i h r e n Vater ohne Zweifel als Idealgestalt vor Augen, an dem sie die Väter ihrer Erzählungen maß oder nach dem sie diese bildete: Gerechtigkeit und Milde erschienen ihr als die herrlichsten Eigenschaften an ihrem Vater und überhaupt an einem jeden, dem diese Würde in ihrer ganzen Fülle zukommt. Es mag auch uns altfränkisch oder altwestfälisch anmuten, was die alten Dorstener als geziert und beinahe „unweise“ empfanden: wenn der Doktor ausfuhr, dann begleiteten ihn Töchter und Gattin durch das große Tor zum Wagen; und mit dem Wunsche: „Gott beschütze Dich, Vater“ und „Gott begleite Dich“ wurde er jedesmal entlassen, als ob er für Wochen oder Monate Abschied nähme. Aber wer eine Ahnung hatte von diesem wohlgestimmten, innerlichen, herzlichen, reichen Familienleben, der wagte nicht zu lächeln oder zu spotten. Die Sebregondi hatten eben „einen idealen Zug an sich“, und bei aller Schlichtheit und Einfachheit waren sie von nicht gewöhnlicher Art. In respektvollem Scherze hieß es wohl: „Am Hofe“, wenn man sagen wollte: „Im Hause

Sebregondi". Wer edle Unterhaltung und geistige Förderung suchte, kam in diese Familie. Nun denke man aber ja nicht an große, prozige Abendgesellschaften oder sonstige üppige Veranstaltungen: solche gehaltlosen Torheiten hat gesunder Bürgerinn hier bis heute nicht aufkommen lassen; als man 1830 und 1840 schrieb, saßen Herr und Frau Dr. Sebregondi mit ihren 5 Töchtern und diesem oder jenem Gast, der sich zur abendlichen Unterhaltung eingefunden hatte, bei einer Talgkerze um den Tisch. Gewiß gab es auch festtage, Familienfeste besonders, die dann mit einer gewissen feinen förmlichkeit begangen wurden. Sollte sich nun dabei nicht die Erfindungsgabe des ältesten Töchterchens, unserer Dichterin, geregt haben? In der Tat, Maria, die bei den jüngeren Geschwistern unerschütterliches Ansehen genoß, wurde Haus- und Hofdichterin für alle festlichen und sonstigen Gelegenheiten. Vater und Mutter wurden vor allem an ihren Namenstagen mit passenden Gedichten von den fünf Töchtern und der kleinen Nichte begrüßt. Und diese Nichte, Frau Sanitätsrat Dr. Brünner, die ehrwürdige, mehr als 80jährige Greisin, hat die Verse, die sie um 1835 gelernt hat, heute noch nicht ganz vergessen.

Über solche Gelegenheitsgedichte verhalten sich zu echten in den meisten Fällen immerhin wie künstliche Blumen zu natürlichen, die der Erde entsprossen. Auch der kleinste echte Dichter, mag seine Stimme noch so schwach und sein Stimmumfang noch so gering sein, muß doch etwas mehr besitzen als die bloße Geschicklichkeit, mit Worten und Reimen wie mit buntem Papier zu hantieren. Es muß in der Seele eines solchen Menschen eine Triebkraft liegen, die die poetische Blüte ans Licht sendet. Daher ist es nicht ganz gleichgültig, wenn wir wissen, daß Maria schon als Kind den Drang, sich dichterisch zu äußern, verspürte, wenn wir wissen, daß sie im Kreise ihrer Schwestern und darüber hinaus eine beliebte Erzählerin war. Noch als betagte Frau erinnerte sie sich daran und erzählte ihren Nichten, die sie in Anholt

oftmals besuchten, wie sie als kleines Mädchen, als sie eben zu den Ursulinen ging, schon Erzählungen schrieb, allerdings nur auf die Schiefertafel. Wie hätte die Mutter, die weise und sparsame Hausfrau, zu so unnötigem Geschreibsel teures Papier hergeben sollen! So sind die Erstlingswerke unserer Dichterin leider nicht auf die Nachwelt gekommen, ja sie konnten niemals zu voller Gestalt gedeihen: waren beide Seiten der Tafel beschrieben, dann mußte der Anfang ausgewischt werden, um der Fortsetzung Platz zu machen. Und mit ganz kurzen Märchen oder Fabeln begnügte sich die kindliche Schriftstellerin nicht: noch die Werke der Greisin ergehen sich zumeist in gar behaglicher Breite.

□ □ □

### Liebe und Leid.

Zu den Gästen und Freunden des Vaterhauses gehörte um das Jahr 1830 auch ein Referendar, der am hiesigen Gerichte beschäftigt war: Gustav Lenzen, der Sohn des Oberappellationsgerichtsrats Lenzen in Cöln. Als blutjunges Kind — sie zählte eben 16 Jahre! — verlobte sich Maria, und als sie kaum 18 Jahre alt war, verließ sie das Elternhaus und die Heimat, um dem Advokaten Lenzen als dessen Gattin nach Elberfeld zu folgen. Es war eine glückliche, wenn auch freilich traurig kurze Ehe: nach einem Zusammenleben von kaum 10 Monaten starb der vorher schon fränkliche Gatte. Bei einer Testamentsabfassung nahm er, so lautet die Ueberlieferung, einen Ansteckungsstoff in sich auf und wurde alsbald vom Nervenfieber (Typhus) befallen, dem der nicht widerstandsfähige Mann rasch zum Opfer fiel. Kurze Zeit vor diesem traurigen Ereignis hatte die Großmutter Sebregondi<sup>1)</sup> von Dinslaken einen reitenden

<sup>1)</sup> Nach dem Namen ihres zweiten Gatten Frau de Leuw; f. S. 13.

Boten nach Dorsten gesandt mit der Frage: „Wie geht es den Kindern in Elberfeld?“ Die Nacht zuvor hatte sie den Gatten der Enkelin an ihrem Bette gesehen. In derselben Nacht und zur nämlichen Stunde war Lenzen gestorben! Ob Dr. Sebregondi, der seine oben behandelte Schrift ein halbes Jahrzehnt nachher abfaßte, dieses „Ferngeſicht“ durch den sechsten Sinn, das gesteigerte Gemeingefühl, oder aus dem schon bekannten Zustand des Kranken deutete?

In Dorsten hieß es nun: „Haft du gehört? Die Maria Lenzen ist wieder da.“ — Wohin hätte sich die junge Witwe wenden sollen, wenn nicht zurück ins Elternhaus? „Nun muß sie nach Hause zurück und die anderen Kinder erziehen helfen,“ so tröstete der Doktor sich und die Mutter der Unglücklichen. Maria Lenzen scheint später auch ihren nächsten Familienangehörigen gegenüber diesen Schicksalsschlag nicht gern berührt zu haben. Aber in ihrem Schreibtisch wohl verborgen lag damals schon und bis zu ihrem Tode ein dicker schwarzer Lederband, einem Andachtsbuch nicht unähnlich. Auf dem Rücken liest man noch heute den Namen „Lenzen“ in Goldschrift, als ob es das Werk eines gewissen Lenzen wäre. Selbst die allernächsten Angehörigen taten selten einen Blick darein, und der eigene Sohn erinnert sich nicht, das Buch je zu Gesicht bekommen zu haben. Ihr ganzes Leben lang vertraute die Dichterin diesem Buche ihre intimen Geheimnisse an. Und jetzt schrieb sie ihren Schmerz hinein.

Um mitzuerleben, wie sie litt und kämpfte und wie sie erst nach heißem Ringen siegte, lese man die Bekenntnisse, die die eigene Hand der Zwanzigjährigen, Fünfunds-zwanzigjährigen und Dreißigjährigen in dieses Lebenswerk geschrieben hat.<sup>1)</sup> Noch manches Stück könnte

1) S. 88 bis 99: „Der Kirchhof“ bis „Stern und Wolke“.

hinzugefügt werden, so zwei „Abschiedslieder“, die entstanden sind, als die Verlassene von Elberfeld nach Dorsten zurückkehrte:

#### A b s c h i e d.

Leb wohl, leb wohl, du trautes Tal!  
 Muß heute noch dich meiden.  
 Du Zeuge meiner tiefsten Qual,  
 Wie meiner höchsten Freuden.

Dort schlummert auf der stillen Höh  
 Mein süßes Lieb schon lange.  
 Die Morgenwinde säuseln Weh,  
 Die Wogen stöhnen bange.

□ □ □

#### M o r g e n r e i s e.

So seh ich dich, mein trautes Tal,  
 Und grüße dich beim Scheiden,  
 Mit trübem Blick, zum letzten Mal,  
 Eh ich dich ganz muß meiden.

Noch säumt die Sonne tief und fern,  
 Mit ihr der späte Morgen.  
 Doch freundlich müssen Mond und Stern  
 Ihr lindes Licht mir borgen.

□ □ □

Wir können es ihr nicht verargen, wenn sie in dieser Zeit den „Weg zum Licht“ sucht:

Doch sei das Grab auch bang und trostesleer!  
 Ist nicht das öde Leben es viel mehr?  
 Der Tod hüllt still und mild die Wunden ein,  
 Die hier oft schmerzhaft traf des Tages Schein.

Die Gruft ist nur ein stilles dunkles Tor.  
 Sie führt das Kind ins Vaterhaus empor;  
 So wie, wenn des Gefangnen Bitter bricht,  
 Sein düst'rer Weg ihn führt ans reine Licht.

□ □ □

Es ist kein bloßes Spiel mit Bildern, wenn sie die ganze  
 Natur aufruft, ihre Klage zu erwidern:

## K l a g e.

In die Lüfte  
 Möcht die Klagen  
 Meiner franken Brust ich hauchen!  
 Blumendüfte solltens sagen,  
 Aus den Wogen müßt es tauchen:

Meereswellen,  
 flüftert stille brandend an dem Felsenstrande;  
 Aus der hellen Wolkenhülle  
 Weins ein Mondstrahl auf die Lande!

Lichte Sterne,  
 Klare Blüten,  
 Seufzet es mit Tauestränen,  
 Goldne, ferne  
 Morgengluten,  
 Brennend wie mein heißes Sehnen!

Sagt, wie Schmerzen  
 Glühend brennen,  
 Ob den früh verlorenen Freuden,  
 Tief im Herzen!

□ □ □

Nur der Schmerz einer schwer getroffenen, starken  
Seele sucht sich solchen Ausdruck:

In wildem Schmerz zuckt meine Brust;  
Die heiße Lippe flüstert Klagen.  
Die Hoffnung floh, es schwand die Lust,  
Und jedem Glück muß ich entsagen.

Wie Nebel einen Mondenstrahl  
In dichte, graue Schleier hüllen,  
Umflort mein Jugendleben Qual;  
Und Angst muß meine Brust erfüllen.

-----  
Zerrissen ist das letzte Band,  
Das mich der Erde noch vereinte;  
Da war ich noch dem Glück verwandt,  
Als ich noch fürchtete und weinte.

Die Furcht schwand mit dem Hoffnungsstrahl.  
Versiegt ist nun der Quell der Tränen;  
Doch nie versiegt der Quell der Qual,  
Wie schweigt dies ungestüme Schonen.

□ □ □

Noch nach Jahren war sie keinem Troste zugänglich:

Bittere Klagelaute hallten  
Schon im jungen Herzen wider,  
Als die bangen Totenlieder  
In der offenen Gruft erschallten.

Weh! mein Glück und all mein Hoffen  
Trug ich mit dem Freund zu Grabe.  
Ob ich noch zu fürchten habe,  
Da das Schwerste mich betroffen?

Ewig fremd des Lebens Freuden  
Bin ich, wie des Lebens Schmerzen,  
Kenne Hoffnung nicht, noch Leiden.

-----  
□ □ □



### Die Witwe Maria Lenzen in Dorsten.

Dem ihr so schnell entrissenen Gatten, dessen verklärtes Bild uns am schönsten in dem Gedichte „Ahnung“<sup>1)</sup> entgegnetritt, dankte Maria nicht nur Liebe und Zärtlichkeit, sondern auch Bereicherung ihres Wissens, Befriedigung ihres Bildungsdranges, Erweiterung ihres Gesichtskreises. In dem jungen Paare hatten sich zwei schöne Seelen gefunden, die sich gegenseitig anregten und erbauten. Dem regsamen, gleichfalls poetisch veranlagten Lenzen bereitete es die größte Freude, das hochbegabte junge Menschenkind weiterzubilden. Nicht geringe Förderung erfuhr sie auch durch den Rat Lenzen, einen aufgeklärten und geistig sehr hochstehenden Mann, der seine Schwiegertochter mit den Sehenswürdigkeiten von Cöln bekannt machte und auf längeren Reisen nach dem Oberrhein, ins Moseltal und in die Eifel (u. a. nach Bertrich) führte. Die durch solche Anregung gewonnenen neuen Kenntnisse in Geschichte und Literatur, die weiteren Ausblicke ins Leben, die sich allmählich anbahnende reifere Betrachtung menschlicher Einrichtungen und Bestrebungen — mit einem Worte das Gefühl inneren Wachstums und Fortschreitens wurde für sie zunächst eine Quelle des Trostes und der Linderung in dem tiefen Schmerze, der ihre „Brust durchstoßen“ hatte, bald eine unverfälschte Quelle neuer, ungeahnter Lebensfreude.

Fünfzehn Jahre lang, von ihrem neunzehnten bis zu ihrem vierunddreißigsten Lebensjahre (1833—1848), kannte in Dorsten jedermann die verwitwete Frau Lenzen. Mit ihrer kleinen, zarten und anmutigen Gestalt, dem nicht besonders schönen, aber angenehmen Gesicht, mit ihren freundlichen blauen Augen hatte sie nichts Auffallendes, aber etwas Herzgewinnendes an sich. Wie fast jedes Dorstener Mädchen und jede Dorstener Dame gehörte auch sie mit der Zeit wieder

1) S. 99.

einem „Kränzchen“ an. Und, wie verlautet, ließ sie hierbei oftmals wieder ihrer Lust, allerlei Geschichten zu erzählen, die Zügel schießen. Eine auffallende Vorliebe, beinahe eine Schwäche scheint sie für recht graufige Gespenstergeschichten<sup>1)</sup> gehabt zu haben. Sie wurde dann so greifbar anschaulich, daß manche Zuhörerin bleich und sprachlos dasaß, und daß es zweifelhaft blieb, ob die Erzählerin selbst die Geschichte für wahr nahm, oder ob sie nur ein mutwilliges Phantasiespiel trieb. Ließen sich nun die auch ihrerseits beredten Kränzchendamen solche gesellschaftlichen Talente wohl gefallen, so wurden sie doch recht unruhig, wie die Frau Lenzen sich erkühnte, als Schriftstellerin aufzutreten. Das war nach der Ansicht der ehrenwerten Hausfrauen und überhaupt vieler biederen Dorstener entschieden nicht in der Ordnung, daß sie so Ungewöhnliches tat, daß sie sich so überhob und besonders daß sie sich in so „unpassender Weise“ vor die Öffentlichkeit stellte. Es zischelte der Neid, es sträubte sich die Mittelmäßigkeit: aber wo die kleine Witwe, die indes die Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit selbst war, erschien, fühlte man ihre geistige Ueberlegenheit und vermochte sich ihrem Einfluß schlechterdings nicht zu entziehen.

□ □ □

### Das alte Dorsten.

Wenn wir wissen möchten, wie es am Anfang des 19. Jahrhunderts in und um Dorsten aussah, so wird unsere Dichterin selbst wenigstens in mancher Hinsicht Aufschluß geben können. In den Heimaterzählungen „Das Teufelschmiedchen“, „An der Balkenfurth“, Cornelis Janssens Haus“ und „Sandrichter Lange“, die sie gegen Ende ihres Lebens in Anholt geschrieben hat, schwebt ihr das Dorsten der Jugendzeit vor Augen.

Das Land an der unteren Lippe, wo die Rheinprovinz und Westfalen sich berühren, „entbehrt der landschaftlichen

<sup>1)</sup> und „Vorgeschichten“.

Reize, durch welche diese beiden Provinzen an anderen Stellen sich auszeichnen“. Vor vielen Jahren, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts war's anders: „Prachtvolle Wälder, von deren früherem Dasein nur einige dürftige Ueberbleibsel und die noch vorhandenen Namen (wie Balkenfurth und Balkenfähre) gegenwärtig Zeugnis geben, bedeckten weithin das Gelände, auf welchem jetzt öde, mit Wachholder und Heidekraut bestandene Strecken mit dürftigen Aeffern und armseligen Weiden abwechseln.“<sup>1)</sup> Doch fehlte es keineswegs an sonstigem niederen Buschwerk und namentlich nicht an kleineren und größeren Kiefernbeständen und Birkengehölz. Der „Stadtbusch“, von dem wir jetzt durch die Eisenbahn und das Industrieviertel getrennt sind, war vor 70 bis 80 Jahren von größerer Bedeutung und scheint auch ein beliebtes Ziel für Spaziergänger gewesen zu sein. Maria Lenzen wäre eine schlechte Vertreterin der Heimatkunst, wenn sie die Schönheiten dieser eigentümlichen Landschaft mit ihren versteckten Kötter- und Bauernhäusern und Gehöften und den stattlichen Adelsitzen nicht empfunden hätte. Besonders die Heide — es gab damals noch ausgedehnte Flächen in unmittelbarer Nähe der Stadt — hatte es ihr schon in der Jugend angetan: „ . . . diesen unabsehbaren, je nach der Jahreszeit eintönig grauen, braunen oder purpurschimmernden Flächen haftete ein seltsamer, ihnen allein eigentümlicher Reiz an. Wir, die wir in unserer Jugendzeit Stunden und Tage im Schoße der Heide verträumten, wissen die Stärke des Zaubers zu würdigen, mit welchem sie empfängliche Gemüter zu umstricken vermag.“<sup>2)</sup> Von der Schiffahrt auf der Lippe und den Dorstener Werften ist an einer anderen Stelle die Rede: „Dieser fast bis zu seinem Ursprung hinauf schiffbare Fluß ist die Hauptnahrungsquelle für einen Teil der Bewohner meiner Heimat. Er vermittelt nicht allein einen lebhaften Handelsverkehr mit Bauholz und Eisenwaren, sondern auf den Werften vor

1) „An der Balkenfurth“, Einl. 2) Eine Heideblüte, 1.

dem Wassertore der kleinen Stadt wird auch eine große Anzahl der festen Segelschiffe gebaut, welche früher den Rhein selbständig befuhren, während sie jetzt im Gefolge der Schleppdampfer Massen von Handelsgütern die große Wasserstraße hinauf und hinab tragen. <sup>1)</sup>

Aber Dorsten war auch ein wichtiger Knotenpunkt des Postverkehrs: von allen Seiten, von Wesel, von Münster, von Bochum-Buer, von Duisburg, fuhren die gelben Wagen durch die drei Tore der Stadt, die dem Reisenden noch deutlich als alte Festung entgegentrat. In den Ställen des Posthauses in der Lippestraße (bis vor kurzem Eigentum des Herrn Rentners de Weldige) standen 30 und noch mehr Pferde. Da kamen täglich die Güterposten, die Eilwagen, die Extraposten, recht häufig die adeligen Züge, welche die Gesellschaft und Vergnügen suchende höhere Welt von und nach Münster, Paris, Wien usw. brachten. Abgesehen von den lebhaften Hauptstraßen war der Ort im allgemeinen „still und menschenleer“ und hatte etwas „Verfallenes“ und „Heruntergekommenes“ an sich. Aber das lag nicht an der Nachlässigkeit der Bewohner, sondern an den schlimmen Zeiten, deren Folgen noch nicht verwunden waren. Alle größeren Kriege, der 30jährige, die Kriege Ludwigs XIV., zuletzt die der Revolutionszeit und die Freiheitskriege hatten gerade unsere an der Grenze eines Kleinstaates, des kurkölnischen Vestes Recklinghausen, gelegene, besetzte Stadt aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen. Truppendurchmärsche, Masseneinquartierungen, Kontributionen, Vorspanndienste hatten die armen Dorstener bis zur Erschöpfung geplagt. Die Friedensschlüsse hatten nicht selten gewisse zähe Ueberbleibsel der Kriegsjahre zurückgelassen: Ansteckende Krankheiten (das Nervenfieber war ein häufiger Gast), Armut, Teuerung, Verschuldung der einzelnen Bürger wie der ganzen Stadt. Noch im Winter 1813/14

1) Cornelis Janssens Haus, Einl.

lagen hier unerträgliche Mengen von Preußen und Russen, um die Franzosen in Wesel zu überfallen. Aber die Erlösung war nahe: ungefähr zur selben Zeit, als Dr. Sebregondi nach Dorsten kam, wurde die Stadt unter preußische Verwaltung genommen. <sup>1)</sup> Bis jedoch die schweren Wunden vollständig heilten, bis eine neue, frische Zeit anbrechen konnte, mußte noch ein halbes Jahrhundert vergehen. Die städtischen Schulden beliefen sich auf 47 000 Taler, und die preußische Regierung fühlte sich im Jahre 1826 veranlaßt, 35 000 Taler auf die Staatskasse zu übernehmen. <sup>2)</sup>

Aber trotz aller Spuren früherer Not kennt Maria Lenzen ihren Heimatort durchaus nicht als eine unansehnliche oder gar häßliche Stadt. Eine Zeichnung <sup>3)</sup> vom Jahre 1821 zeigt von der Flußseite her ein recht freundliches Stadtbild. Den Marktplatz, wo auch das Elternhaus unserer Dichterin stand und noch steht, und die Hauptstraßen zierte manches stattliche und interessante Bürgerhaus. Ja, man kann sagen: was heute noch Schönes an Dorsten ist, das stammt aus dieser alten Zeit. Und was wir im letzten Menschenalter hinzugefügt oder verändert haben, ist fast durchwegs unschön und geradezu häßlich. Auch die kleinsten, schlichtesten Wohnhäuser in den ärmlichen Nebengassen hatten etwas freundliches, hatten gemütliche rote Pfannendächer, grüne Blendladen, weißgestrichene Fensterrahmen und angenehme Verhältnisse. An einzelnen anspruchsvolleren Häusern erinnern heute noch griechische Giebel und sonstige Schmuckformen an die klassizistische Bauweise und die Biedermeierzeit. Von solchen schlichten Anlehnungen an die großen Baustile draußen in der Welt abgesehen, gab es in Dorsten glücklicherweise überhaupt keinen

<sup>1)</sup> 12. Dezember 1813.

<sup>2)</sup> Vgl. Schwarz, Festschrift zur Einweihung des neuen Gymnasialgebäudes und zur Feier des 260 jähr. Jubiläums der höheren Lehranstalt in Dorsten. Dorsten 1902. Bes. S. 34.

<sup>3)</sup> Der Frau Adolphine de Weldige-Cremer, geb. von Wief.

„Stil“ in der heutigen entsetzlichen Bedeutung dieses Wortes, d. h. es gab für das einfachste einstöckige und für das stattlichste dreistöckige Bürgerhaus keine andere Bauweise, als diejenige, die sich von selbst ergibt, wenn das westfälische Bauernhaus den Zwecken des Stadtbürgers, Kaufmanns oder Beamten sich anpassen muß. — Zum Schluß sei bemerkt: Diese Ausführungen sind durchaus im Sinne gerade unserer Maria Lenzen, die mit ihrem natürlichen, feinen Geschmack und ihrem wohlgebildeten Auge die allermeisten unter uns belehren kann.

□ □ □

### Die „bekannte Schriftstellerin“.

Die Zeit von 1833—1848 hat für Maria Lenzen reiche innere Erfahrungen, reichen geistigen Fortschritt gebracht und schließlich sogar schöne schriftstellerische Erfolge gezeitigt. Die äußeren Erlebnisse sind rasch aufgezählt. 1841 war für die ganze Stadt wie für die Familie Sebregondi ein Trauerjahr. Das Nervenfieber wütete einmal wieder in den engen Gassen der ungenügend entwässerten Stadt, und es gab wenige Häuser, in denen kein Kranker lag. Wo sich noch gesunde Kräfte fanden, mußte für die Kranken gekocht werden. Auch die Gattin und die Töchter des Dr. Sebregondi bewiesen wie bei unzähligen anderen Gelegenheiten ihre Mildherzigkeit. Aber gegen Ende des Jahres kehrte die unheimliche Krankheit auch in der Familie des Arztes ein. Am Schluß des Jahres wurden zwei blühende Töchter dahingerafft, am 16. Dezember die 23jährige Alexandrine und am 28. Dezember die 19jährige Adolphine. So tief gebeugt war der Vater, daß er längere Zeit seine ärztliche Praxis nicht ausüben konnte.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Die Mutter starb am 5. Dezember 1846 im Alter von 63 Jahren am Schlagfluß.



Die Witwe Maria Lenzen, geb. Sebregondi.  
Ende der Dorstener Zeit. Etwa 54. Lebensjahr.  
Die Romandichterin.





Im Jahre 1842, am 26. und 27. Oktober, beging die Stadt Dorsten ein Freudenfest, die Feier des 200jährigen Bestehens des „Progymnasiums“, das im Jahre 1642 von den Franziskanern als „Gymnasium Petrinum“ gegründet und im Jahre 1837 aus einer Klosterschule zu einer städtischen Anstalt geworden war. Die Hauptfeier ging in der Franziskanerkirche vor sich, wo am Vormittage des 26. Oktober von einem Brettergerüst aus von Schülern der Anstalt Festgedichte vorgetragen und von dem Oberlehrer Joseph Buerbaum eine Rede gehalten wurde. Uns interessieren die Festdichter: es hielten sich für berufen der Ortspfarrer Schmitz, der Gerichtsdirektor Evelt und der Oberlehrer Dr. Lütkenhus (letzterer tat es nicht ohne ein echt Horazisches, lateinisches Poem im Sapphischen Maß); endlich hatte zwei Festgedichte geliefert „unsere als Schriftstellerin bekannte Maria Lenzen geb. Sebregondi“, wie es in dem ausführlichen Bericht des Oberlehrers Buerbaum heißt.<sup>1)</sup> Das erste umschreibt die Tatsache, daß seit Gründung der Dorstener Schule 200 Jahre „aus dem tiefen Born der Zeit geströmt“ seien,

„Seit des Klosters dunklem Schoß  
Mancher lichte Stern entsproß“:

es ist eine so unglaublich schwache Reimerei, daß wir die Autorschaft der Maria Lenzen als unwahrscheinlich bezeichnen müssen. Jedenfalls hat die Verfasserin nur das zweite eines Platzes bei ihren anderen Gedichten für würdig befunden.<sup>2)</sup>

□ □ □

1) Joseph Buerbaum, Beschreibung der zweiten Sekularfeier des Progymnasiums zu Dorsten. Münster 1843.

2) Des historischen Interesses wegen haben wir einige Strophen in unsere Auswahl aufgenommen. Seite 111.

### Neues Leben.

Etwa in der Mitte der vierziger Jahre lernte die immer noch junge Witwe in dem Städtchen Vreden, wo sie häufig zu Besuch bei einer verheirateten Cousine weilte, den Rentmeister Ignaz ten Brink, einen früheren Offizier, kennen. Vom Jahre 1848 an ist sie dessen Gattin in Anholt, wohin er unterdessen versetzt worden war. Einen Anfall, der ihr kurz vor der Vermählung in Dorsten zugestoßen war, nahm sie nicht als böses Vorzeichen: sie stürzte auf der Treppe und zog sich eine empfindliche Verletzung am Knie zu. Da sie außer stande war, zur Kirche zu gehen, so wurde die Trauung im elterlichen Hause vollzogen. Nach dem Hochzeitsmahle setzte sie sich mit ihrem Gatten mutig in den Reisewagen und fuhr nach Anholt.

Auf einem anderen Schauplatz spielt sich von nun an ihr Leben ab, eine neue Zeit mit neuen Hoffnungen war für sie angebrochen. In einem kleinen Gedichte, das sie allerdings erst in viel späterer Zeit aufgeschrieben hat, gibt sie sich Rechenschaft über diesen Wechsel:

#### Trübe Morgen, helle Tage.

Schwere Nebel sind gesunken,  
Siegreich strahlt die Sonne droben;  
Freudig will ich, hoffnungstrunken,  
Dieses Tages Schönheit loben.

Schwer und trübe war der Morgen  
Meines Lebens angebrochen;  
Früh umhüllten mich die Sorgen,  
Ward die Brust von Schmerz durchstoßen.

Nun erscheint ein Hoffnungsleuchten,  
Ruh verheißend, Glück verkündend,  
Mir zum erstenmal im feuchten  
Aug der Freude Strahl entzündend.

Und wie auf den Nebelmorgen  
Folgt sonnengoldene Stunden,  
Folge Glück den frühen Sorgen,  
Die ich kämpfend überwunden.

□ □ □

## II. Maria Lenzen in Anholt.



### Das Städtchen Anholt.

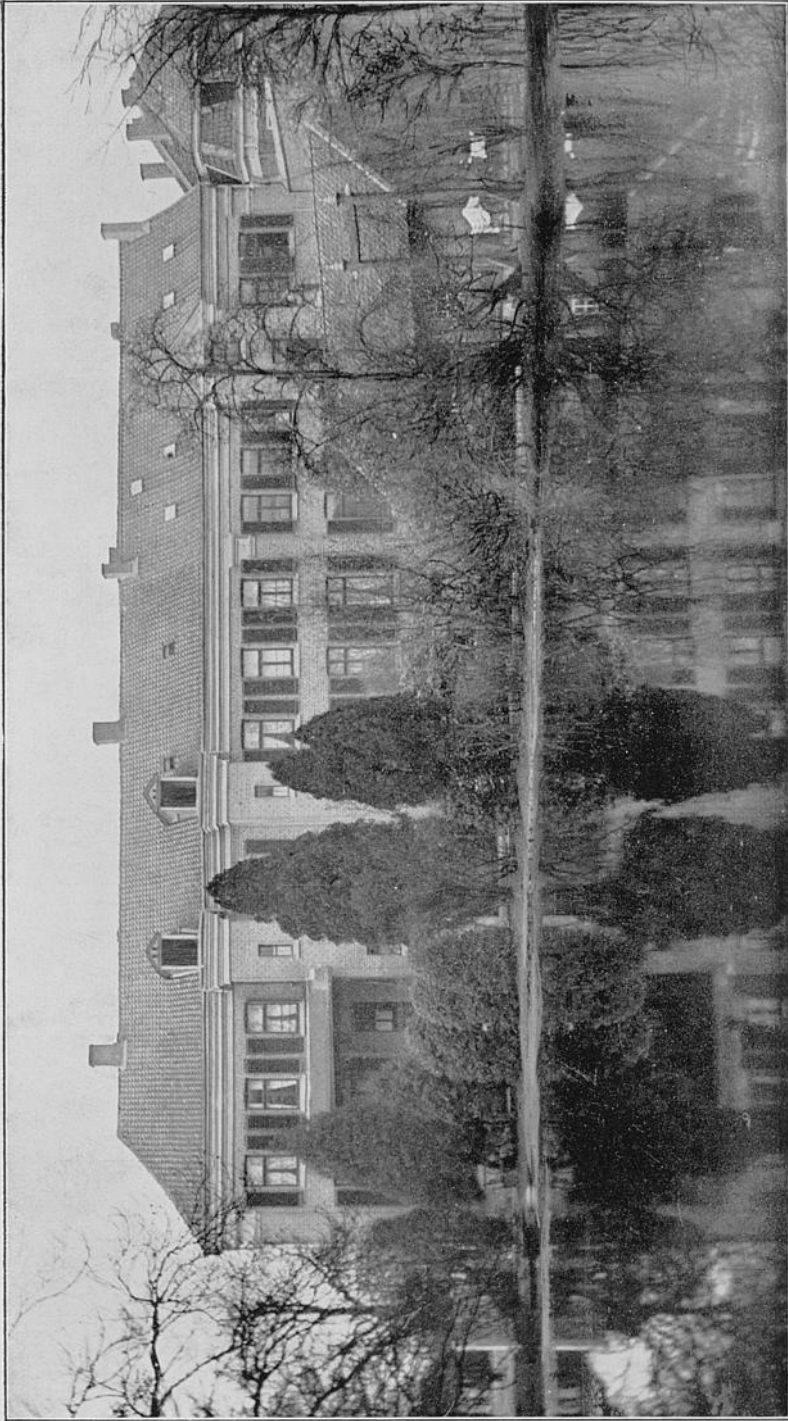
Auf der Eisenbahnstrecke Empel-Münster liegt die kleine Station Iffelburg-Anholt auf Anholter Gebiet. In unmittelbarer Nähe der Aktiengesellschaft „Iffelburger Hütte“ und inmitten einer wohlbevölkerten Gegend hat sie einige Bedeutung für Güter- und Personenverkehr. Von Iffelburg führt die Kleinbahn der holländischen Tramway-Gesellschaft nach dem 3 Kilometer entfernten westfälischen Städtchen Anholt und weiter nach Holland bis Arnheim. Rings um uns breitet sich eine herrliche, echt niederrheinisch-westfälische Landschaft aus. Ununterbrochene Reihen von Buchen, Ulmen, Eichen, Linden begleiten die ruhigen Windungen der Straße. Der „Mühlenkanal“, von der etwa 6 Kilometer entfernten Na kommend und mit spiegelklarem Wasser in geringem Abstand von der Chaussee zwischen schlanken Pappeln herziehend, hat dieselbe Richtung nach dem Städtchen und dem fürstlichen Schlosse. Der zumeist tiefgründige Boden (sog. Roggenboden) hat zwischen den behäbigen Bauerngehöften<sup>1)</sup> allenthalben kräftiges Gebüsch, überall zerstreutes hohes Gehölz, in kleineren und größeren Beständen oder in langen, stattlichen Reihen geordnet, emporwachsen lassen. Die nicht allzuferne Heide («het zwarte Veen») hat nur hier und da ihre Vorposten in Gestalt der Kiefer, die aber hier recht kräftig gedeiht, vorgeschoben. Ein besonders liebliches Grüppchen hat sich

<sup>1)</sup> Sämtliche, die man vom Wege aus sieht, sind Eigentum des fürstlichen Hauses Salm-Salm.

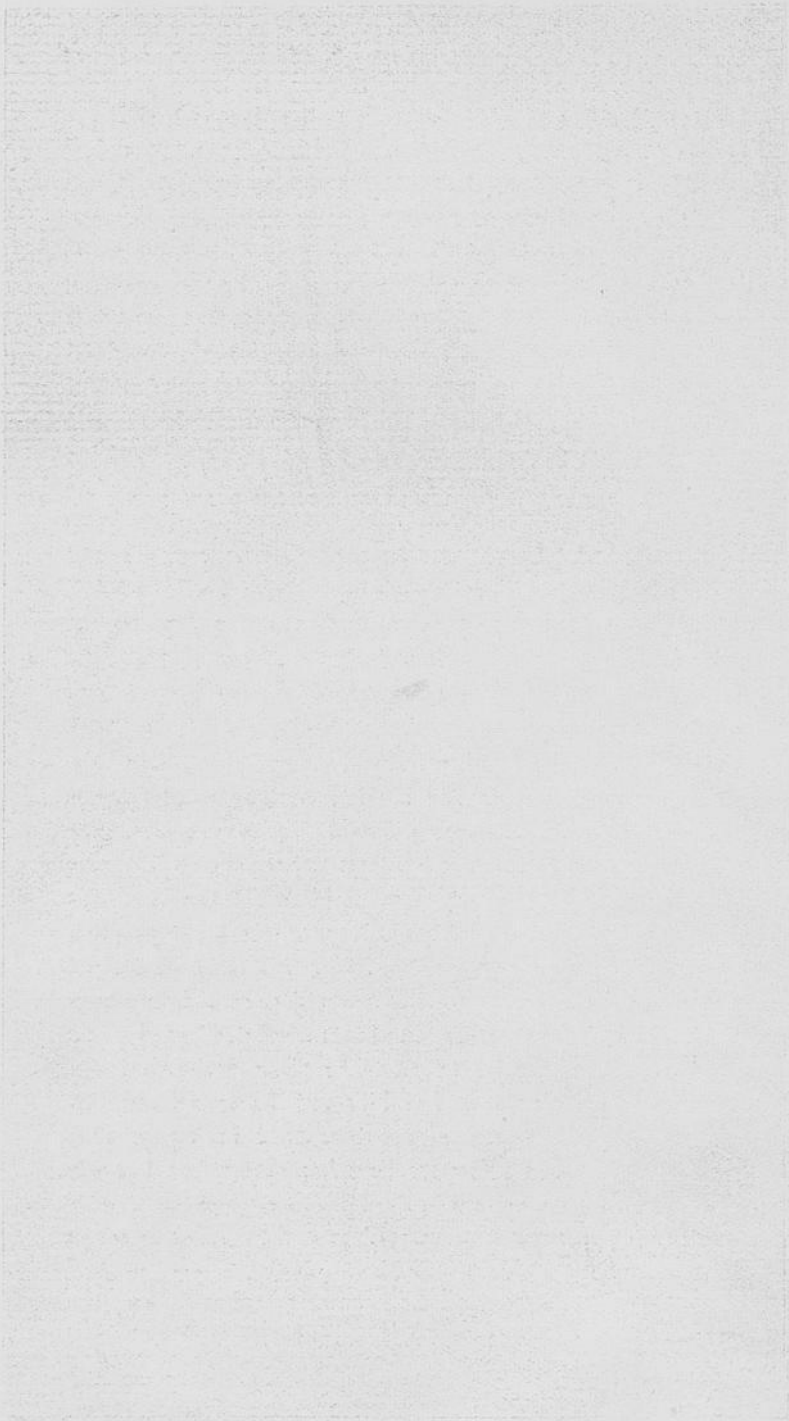
3. B. unmittelbar links von der Straße auf einer dünenartigen Anhöhe, dem sogen. Stromberge, aufs engste zusammengedrängt.

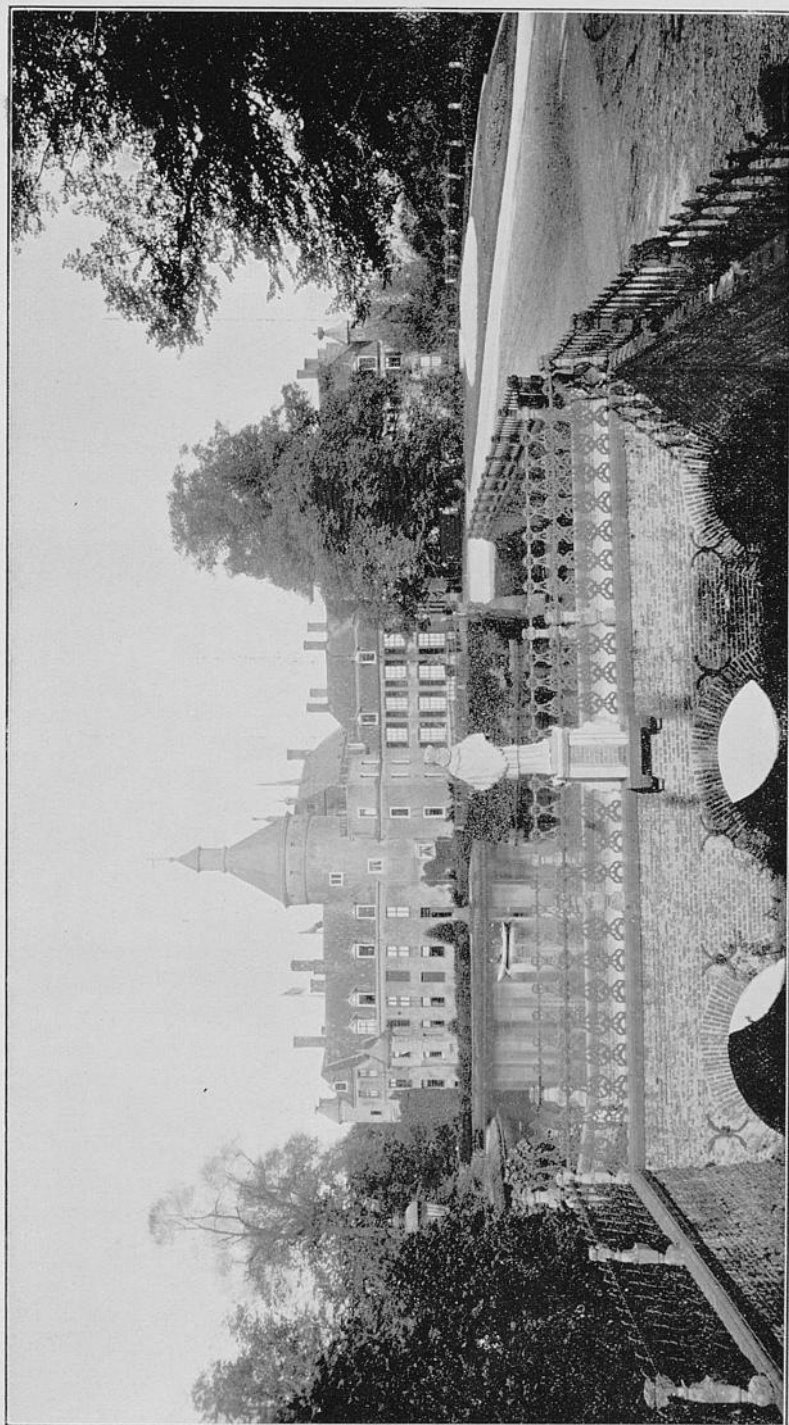
Der Mühlenkanal wendet sich schließlich nach links, dem weitausgedehnten, großartigen Park zu; bald weit ausbuchtend, bald Teiche oder Seen speisend, umkreist er die von zwei wuchtigen Türmen gekrönten Schloßgebäude, so daß diese inselartig umschlossen liegen und nur durch eine lange Brücke mit eigenartigem Eisengeländer erreicht werden können, — um unterhalb des Städtchens in die Iffel zu fließen. Wie das würdevolle fürstliche Salm-Salm'sche Schloß, so stammen auch die namhaftesten Gebäude des Ortes Anholt, der sich unmittelbar an das Schloß und den Park anlehnt, aus dem 16. — 18. Jahrhundert. Und zwar hat die Bauweise dieser Jahrhunderte eine freundliche Vermählung mit holländischer Sauberkeit und Anmut eingegangen. Da haben wir noch ein Städtchen, dem die alles verunstaltende Barbarei der letzten Jahrzehnte ihren traurigen und gemeinen Stempel kaum merklich aufgedrückt hat. Das Rathaus, das die Jahreszahl 1567 trägt, die Rektoratschule und manches andere Haus sind die liebenswürdigsten Muster einfacher, aber feiner, altbürgerlicher Art.

Weniger ansprechend ist das einförmige, steife fürstliche Verwaltungsgebäude mit der Amtswohnung des Chefs der Domänenverwaltung: aber von hier schweift auch das verwöhnteste Auge mit Entzücken über den Schloßteich und den vorderen Teil der Anlagen nach den Schloßtürmen, die aus der Tiefe des stillen Gewässers noch einmal winken. Im Frühling läßt sich hier die erste Nachtigall vernehmen, im Sommer schillert das bunte Gefieder der verschiedensten Vögel, früher besonders der zahlreichen Pfauen, aus dem Gebüsch, während weiße Schwäne und ungezählte Enten den Graben beleben. Muß das nicht von jeher ein Ort wie gemacht zum Träumen und Dichten, ein rechter Poetenwinkel gewesen sein?

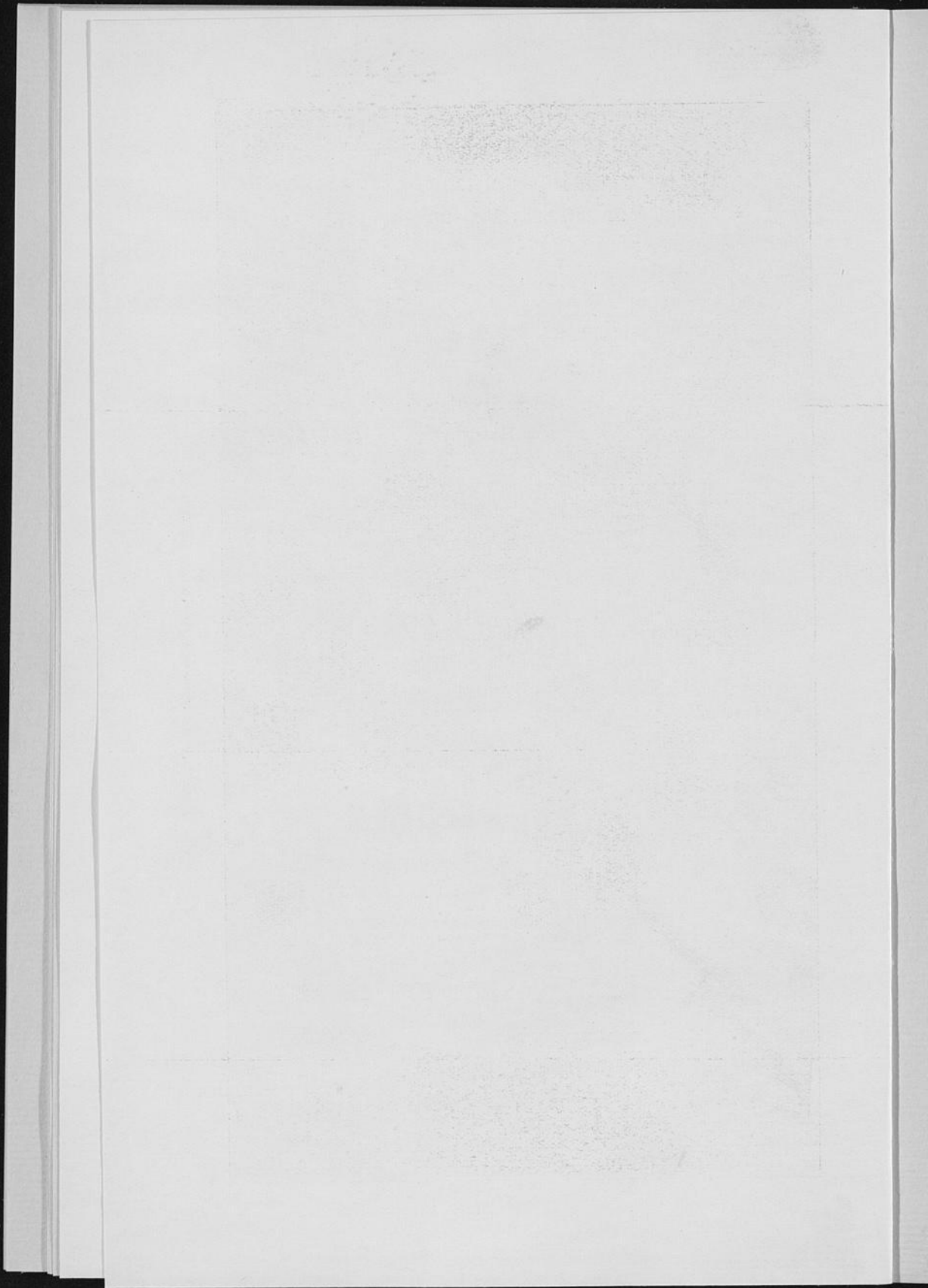


**Anholt. Fürstliches Verwaltungsgebäude und Wohnung des Chefs der Verwaltung,**  
(des Geheimrats Ignaz ten Brinff).





Anholt. Schloss des fürstlichen Salm-Salm.





### Die familie ten Brink.

Ignaz ten Brink war am 11. Mai 1804 zu Ibbenbüren geboren. Auf Berufung des Fürsten Alfred zu Salm-Salm war er im Jahre 1847 zur Führung der fürstlichen Hauptdominial- und anderer Kassen nach Anholt gekommen. Allmählich wurden seine Befugnisse erweitert, und ein Jahr nach seiner Verheirathung mit Maria Lenzen erhielt er den Titel „Fürstlich Salm-Salm'scher Domänenrat“. Im Jahre 1858 wurde die Oberleitung der gesamten fürstlichen Verwaltung in seine Hand gelegt. Den Titel Geheimer Domänenrat führte er vom Jahre 1867 an.

Der äußerst gutmüthige, vornehme Mann wußte die Vorzüge seiner Gattin wohl zu würdigen. Obwohl nicht ohne allgemeine geistige Interessen, war er doch vorwiegend ein Mann der Verwaltung, ein organisatorisches Talent. Anfänglich wollte es ihm nicht recht gefallen, daß seine Frau sich als Schriftstellerin immer noch „Maria Lenzen geb. Sebregondi“ nannte. Indes er ließ sich belehren. Trotz aller Verschiedenheit der Geistesrichtung verstanden sich die beiden doch ausgezeichnet. Die ganz unentbehrlichen ehelichen Kämpfe wurden auf neutralem Gebiete ausgefochten: so fand er, der bis in sein hohes Alter stattliche alte Offizier, Napoleon I. bei jeder Gelegenheit bewundernswert, während sie nicht müde wurde, ihren Haß gegen den Tyrannen immer wieder von neuem zu bekräftigen. — Das Jahr, das dem 71jährigen Geheimrat den Ruhestand brachte, war auch sein Todesjahr: er starb am 2. Mai 1875. Seine Witwe, die jetzt die Amtswohnung natürlich verlassen mußte, wohnte seitdem (1875—1882) in einem Hause der Eiermarktstraße, das sich das Ehepaar bereits einige Jahre vorher käuflich erworben hatte.

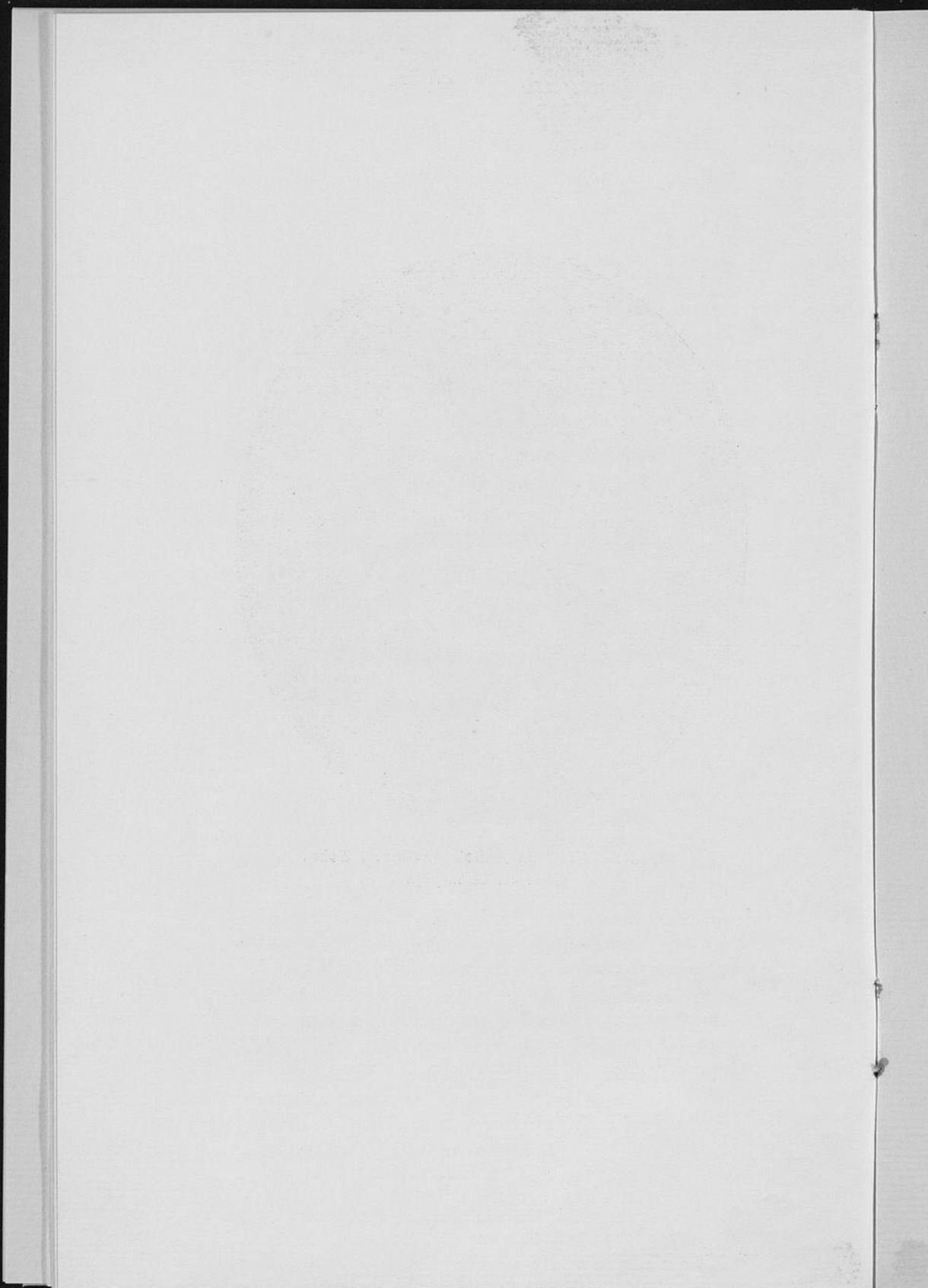
□ □ □

Die Sorge für ihre Familie, besonders für ihren im Jahre 1850 geborenen Sohn, dessen Heranbildung sie sich zur Hauptlebensaufgabe machte, ließ der Mutter ten Brink in den beiden Jahrzehnten 1850—1870 nur Zeit und Lust zu stiller, weiterbildender Lektüre, aber nicht zu literarischem Schaffen. Die Abendstunden liebte sie in Gesellschaft ihres Gatten und ihres heranwachsenden Sohnes zu verbringen. Während sie mit den emsigen Händen eine Strick- oder Häfelarbeit förderte, las sie dann wohl aus Walter Scott oder irgend einem anderen Buche vor, das sie schräg vor sich auf den Tisch gestellt hatte. Dabei verstand sie es, Stellen, die geeignet waren, ein kindliches Gemüt zu verletzen, geschickt zu übergehen oder abzuändern. — Im Jahre 1865 drohte dem schönen Familienleben eine ernste Gefahr: Frau ten Brink mußte sich in Bonn einer Operation unterziehen, bei der es auf Leben und Tod ging. Vor ihrer Abreise versiegelte sie ein kleines Paket: es enthielt einen Brief und einige von ihren Gedichten, als eine Art Vermächtnis für ihren Gemahl.

Franz ten Brink, der Sohn, sollte nach dem Willen der Eltern, vor allem des Vaters, die Offizierslaufbahn einschlagen, während Neigung und Begabung ihn zum technischen Berufe zogen. Den Feldzug 1870/71 hat er in der Tat als preussischer Leutnant mitgemacht, und die Sorge der Eltern um den einzigen Sohn tritt uns aus einem Gedichte dieser Zeit: „Gebet, 1870“ in ergreifender Weise entgegen. Aber der im Frühjahr 1873 freiwillig genommene Abschied, ferner der Entschluß des Sohnes, sich dem technischen Fache zuzuwenden, und eine Verlobung, mit der das geheimräthliche Ehepaar nicht einverstanden war, hatten eine Entfremdung zwischen Eltern und Sohn zur Folge. Indes das unermüdliche Suchen nach wahren, echtem Menschenwert, das der Dichterin eigen war, das als Grundzug durch die meisten ihrer Erzählungen hindurchgeht, öffnete der Mutter endlich



frau ten Brink in Anholt mit ihrem Sohn.  
Etwa 42. Lebensjahr.



doch die Augen über den Wert und die Liebenswürdigkeit ihrer zukünftigen Schwiegertochter. Während Franz ten Brink an der nahen Iffelburger Hütte zunächst als Volontär, in der Folge als beamteter Konstrukteur tätig war, wohnte diese bei der Schwiegermutter in Anholt, deren weise Lebens- und deutsche Hausfrauengrundsätze sie sich voll Hingabe aneignete. Und die bald leidende, ans Zimmer gefesselte Geheimrätin konnte zuletzt keine sorgfältigere, zartere Teilnahme finden als bei ihrer Tochter Alice.

□ □ □

### Die Frau Geheimrätin und die Dichterin.

In ihrem Hause war die Frau Geheimrätin eine strenge Herrin, die ihren Willen durchzusetzen wußte. Wohl konnte sie sich wie ein Kind zu ihren Dienstboten herablassen; aber sie überwachte sie auch in allen Verrichtungen des Haushalts; ihr strenges Regiment erzielte unweigerlichen Gehorsam und peinliche Ordnung. Abwechselnd ließ sie ihre Mädchen wirtschaften und leitete sie hierdurch planmäßig zur Sparsamkeit an. Ihr Stolz ging in erster Linie darauf, eine musterzügliche Hausfrau zu sein, die alles überschaute und bis ins kleinste wirkte.

Mit einem kleinen Kreis Anholter Damen fand sie sich regelmäßig zu festgesetzter Zeit zusammen. Damit nicht bloß und nicht soviel „geschwätzt“ würde, setzte sie es durch und hielt daran fest, daß abwechselnd vorgelesen wurde: aus der Gartenlaube oder einer anderen Zeitschrift; auch las sie wohl aus ihren eigenen Schriften oder Gedichten.

Sie war auch die Seele des Anholter Frauenvereins. Im Jahre 1870 herrschte dort unter ihrer Anregung die eifrigste Tätigkeit zur Linderung der mannigfachen Kriegsnot. Und als der Friede geschlossen war, brachte sie in

einem schönen Gedicht dem Kaiser der „Frauen Dank“<sup>1)</sup> dar; sie veranstaltete aber auch ein Siegesfest: es ergingen zahlreiche Einladungen an die Unholter Frauen, und die Tische der beiden verbundenen Säle ihres Hauses waren dicht besetzt. Wie verstand sie zu „repräsentieren“, Feste zu gestalten, wie liebenswürdig, wie voll von Geist und Unterhaltungslust, wie reich an Ueberraschungen, an feinen gastlichen Höflichkeiten und Rücksichten war sie dabei!

Das Verhältnis des Chefs der Verwaltung und seiner Familie zum fürstlichen Hause war immer freundlich, ungewungen, ja sogar herzlich. Mit der Frau Geheimrätin verkehrten die fürstlichen Damen aufs engste. Wöchentlich wohl zweimal fanden sich eine Zeitlang die erwachsenen Prinzessinnen zum Tee bei ihr ein. Ihr überlegener Geist gab der bürgerlichen Beamtenfrau eine Würde und Sicherheit, die den Standesunterschied etwas ausglich. Nach ihrem unzweifelhaften Charakter dürfen wir sie in diesem Verkehr durchaus nicht als unterwürfige, gehorsame Dienerin vorstellen. Erst als sie „Milian“ und „Arme Kinder“ geschrieben hatte — es war zwei Jahre nach dem Tode ihres Gatten —, scheint eine gewisse Störung in die schönen Beziehungen gekommen zu sein. Törichter Klatsch, der zwischen Leben und Dichtung nie zu unterscheiden vermag, hatte die Auffassung verbreitet, die beiden Novellen wollten ein wenig vorteilhaftes Abbild des Salm-Salm'schen Hofhaltes geben.

□.□.□

Die mit dem Jahre 1875 für sie eingetretene Vereinsamung wurde hierdurch noch fühlbarer. Ihr Verkehr beschränkte sich endlich auf ganz wenige Familien, und auch diesen offenbarte sie sich nur wenig. In die Heimat, nach Dorsten, kam sie überhaupt selten und nur auf kurze Zeit, zumal im letzten Jahrzehnt ihres Lebens. Um so größer

1) S. 121.

war die Freude, wenn die Schwester Mathilde, die dort an den Gerichtsrat Kallenberg verheiratet war, herüberkam. Gemeinsame geistige Interessen und ähnliche Anschauungen, vor allem auch in wichtigen religiösen Fragen, verbanden sie besonders enge mit ihrer jüngsten Schwester Elise, der Frau Dr. Naegelé in Sterkrade, deren Töchter Elise und Maria häufige und gern gesehene Gäste in Anholt waren.

Als die eigene Familie ihre Sorge und Tätigkeit als Hausfrau allmählich in geringerem Maße in Anspruch nahm, als der Sohn das Elternhaus verlassen hatte, und vollends als der Gemahl gestorben war, traten ihre schriftstellerischen Neigungen und Talente wieder hervor. Im Jahre 1871 ließ „Maria Lenzen, geb. di Sebregondi“, die Novellensammlung „Aus der Heimat“ erscheinen: sie wird und bleibt jetzt so gut wie ausschließlich eine Vertreterin der heimatlichen Erzählung, eine Vertreterin schlichter, anspruchsloser Heimatkunst. Um „Detailstudien“ für ihre Novellen zu machen, unternahm sie manche kleine Reise an den Niederrhein, ins Holländische, auch in die Heimat Dorsten, besichtigte Ruinen, Schlösser und Bauernhöfe, ließ Wald und Heide auf sich wirken. Aber die letzten Jahre ihres Lebens mußte sie innerhalb ihres Hauses und ihres Zimmers verbringen. Sie war eigentlich nie eine rüstige Fußgängerin gewesen: an den Folgen der fatalen Verletzung vor der Trauung in Dorsten (1848) hatte sie zeitlebens zu tragen; man konnte bemerken, wie sie ein Bein immer etwas nachzog, und wie es ihr Mühe machte, Treppen zu steigen. Schlimmer noch war ein Herzleiden, das von Jahr zu Jahr bedenklicher wurde, das schließlich ihre Behändigkeit und Umgänglichkeit beeinträchtigte. Und es blieb ohne Einfluß auf ihren kranken Körper, daß die Greisin jedes wiederkehrende Frühjahr mit dem Jubel und dem Entzücken ihrer Jugendjahre begrüßte. Das Zimmer wurde für sie gleichwohl kein ödes, unerträgliches Gefängnis: innerhalb der vier Wände lebte sie in der Welt

ihrer dichterischen Träume. Wenn sie schrieb, vergaß sie die Welt und die Zeit, vergaß sie ihren armen Zustand. Sie arbeitete mit solcher Leidenschaft und Hingabe, daß sie in den frühen Morgenstunden, um 3 und 4 Uhr, noch am Schreibtische gefunden wurde. Als sie die Augen für immer schloß, lag ein großes Manuskript für den Verleger fertig: „Trüber Morgen, goldner Tag“ erschien erst nach ihrem Tode. Sie starb am 11. Februar 1882. Zwei Tage vor ihrem Hinscheiden entquollen ihrer geläuterten, zum Flug ins Jenseits schon befiederten Seele die ergreifenden Verse, die sie von ihrem Lager aus diktirte:

Du, Herr, hast mich so sehr geliebt,  
 Ich habe Dich so schwer betrübt;  
 Jetzt machst den letzten Schritt mir sacht,  
 Der abwärts führt zur letzten Nacht.

Doch hab auch ich in heißer Reu  
 Und Dank an Dir gehangen treu.  
 Und war auch oft der Glaube kühl,  
 Der Hoffnung fehlt das rechte Ziel,  
 Doch hing mein schwaches Herz Dir an,  
 Wie es ein irrendes nur kann.

Jetzt nimmst Du mich an Deine Brust.  
 Denn selig ist es mir bewußt,  
 Daß Du verziehn, was ich gefehlt:  
 Dein Herz mich zu den Deinen zählt.

O milder Mittler, treuer Freund,  
 Vor Dir hat unerhört geweint  
 Kein Aug, und durch den guten Tod  
 Befreist Du uns aus aller Not.

□ □ □



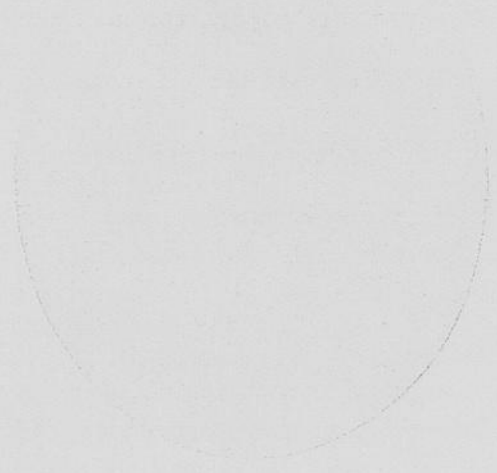


**Frau Geheimrätin ten Brink, Anbott.**

Etwa 56. Lebensjahr.

Die Novellendichterin Maria Lenzen, geb. di Sebregondi.

Faint, illegible markings or text at the top of the page.



### III. Dichterisches Schaffen.

In den Rahmen dieses Lebens schiebe man noch die bisher immer nur gestreifte schriftstellerische, dichterische Tätigkeit ein, wie sie die folgende Liste der Werke ahnen läßt.

□ □ □

#### Werke-Überblick.

##### I. Dorstener Zeit (bis 1848).

**María Lenzen, geb. Sebregondi.**

1. Nekodas. Eine Erzählung aus der Zeit der Zerstörung Jerusalems. 1. Auflage. Regensburg 1841. G. J. Manz. 1906 erschien ebenda die 3. Auflage. IV + 369 Seiten.
- \* 2. Angela, Die brave Tochter und Marcell, Der brave Sohn. Erzählungen für die reifere Jugend. 1. Auflage. Regensburg 1842. G. J. Manz. Marcell erschien 1861 in 2. Auflage. 112 + 135 Seiten.
3. Melete, oder der Sieg des Glaubens. Eine Erzählung aus dem zweiten Jahrhundert. Seitenstück zu Wisemanns Fabiola (Schauplatz: Griechenland). 1. Auflage. Regensburg 1842. G. J. Manz. Eine 3. Auflage erschien ebenda 1861. 191 Seiten.
- \* 4. Die Bettler in Köln. Ein Roman. Leipzig 1843. Christian Ernst Kollmann. 3 Teile. 272 + 288 + 192 Seiten. (Spielt um 1700 in Köln.)

Die mit einem \* bezeichneten Werke sind aus dem Buchhandel längst verschwunden und überhaupt fast nirgends, besonders in Dorsten nicht, anzutreffen.

- \* 5. Glandorf. Ein [moderner] Roman. Leipzig 1844. Chr. E. Kollmann. 3 Teile. 212 + 208 + 248 Seiten. (Spielt in der Vertricher Gegend.)
- \* 6. Ciullo d' Alcamo. Ein historischer Roman. Leipzig 1845. Chr. E. Kollmann. 3 Teile. 261 + 251 + 186 Seiten. (Spielt in Italien, zur Zeit der Guelfen- und Ghibellinenkämpfe: 13. Jahrhundert.)
- \* 7. Magnus Krafft. Ein [moderner] Roman. Leipzig 1847. 3 Teile. 350 + 328 + 222 Seiten. (Spielt in Trier.)

Im allgemeinen sehen wir davon ab, festzustellen, welche Dichtungen unserer Maria Lenzen, bevor sie im Buchhandel erschienen, bereits in irgend einer Zeitschrift oder im Feuilleton einer Tageszeitung veröffentlicht worden sind. Nur in einem Falle, der uns besonders interessiert, wollen wir eine Ausnahme machen: im Jahre 1846 und 1847 erschienen in der „Kölnischen Zeitung“ (nicht „Volkszeitung“) folgende Erzählungen:

1. Ein Lebensbild aus Westfalen, 2. Die Heimatlose, 3. Die begrabenen Schuhe, 4. Die Wallfahrt. Vier kleine Stücke heimatlischer Dichtung! Drei hiervon (2, 3 und 4) hat die Dichterin später in ihre gesammelten Novellen aufgenommen.

## II. Anholter Zeit.

### Maria Lenzen, geb. di Sebregondi.

- \* 8. Aus der Heimat. Gesammelte Novellen. Köln 1871. J. P. Bachem. 1. Band: Die Getrennten. — Schwarzgarten. — Die Heimatlose. 443 Seiten. — 2. Band: Aus verschiedenen Lebenskreisen. — Die Frau von Holmerdamm. — Die Glocke von Wallmoden. 429 Seiten. — Beide Bände erschienen ebenda in 2. Auflage. 1877.
- 9. Das erste Jahr. Eine Weihnachtsgabe für junge Mütter. Köln 1872. J. P. Bachem. 71 Seiten. (Lyrische Gedichte.)

10. Zwischen Ems und Wupper. Zweite Folge der gesammelten Novellen. Köln 1872. J. P. Bachem.  
 \* 1. Band: Das Teufelschmiedchen. — An der Balkenfurth. — Die Wallfahrt. 477 Seiten.  
 2. Band: Rau von Nettelhorst. — \* Hamnchen. — Die begrabenen Schuhe. 424 Seiten. (Rau von Nettelhorst 1886 in zweiter, 1905 in dritter Auflage.)
11. Blumen der Heide. 3 Erzählungen: Nachtstücke (Erzählungen einer Eule). — Wessen Los gewann? — Die Auswanderer. 1. Auflage. Trier. P. Braun. Erschienen in den 70er Jahren. 2. Auflage später. 126 Seiten.
12. Drei Erzählungen: Fritz Elmers Pflegesohn. — Was sein muß, muß sein. — Caroline. 1. Auflage. Trier. P. Braun. Erschienen in den 70er Jahren. 2. Auflage später. 194 Seiten.
13. Auf einsamen Wegen. Novelle. 1. Auflage, Trier. P. Braun. Erschienen in den 70er Jahren. — 2. Auflage später. 215 Seiten.  
 Nr. 11, 12, 13 sind später in den Verlag von J. Habel in Regensburg übergegangen.
- \* 14. Der Prozeß. Novelle. Trier 1874. P. Braun. 168 Seiten.
- \* 15. Das Fräulein aus dem Sassenreich. Eine Historie vom Niederrhein. Köln 1876. J. P. Bachem. 301 Seiten. (Spielt in Nieder-Elten; 11. Jahrhundert.)
- \* 16. Schloß und Heide. Dritte Folge der gesammelten Novellen. Köln 1877. J. P. Bachem.  
 1. Band: Arme Kinder. — Milian. 508 Seiten.  
 2. Band: Im schwarzen Dorn. — Cornelis Janssens Haus. 600 Seiten.
- \* 17. Sunehild. Historische Novelle. Köln 1879. J. P. Bachem. 338 Seiten. (Spielt in Trier zur Zeit Konstantins des Großen.)

- \* 18. Geheime Schuld. Novelle. Paderborn 1879. Ferdinand Schöningh. 393 Seiten.
- \* 19. Vor einem halben Jahrhundert. Gesammelte Novellen, vierte Folge. Köln 1881. J. P. Bachem. 432 Seiten.  
Inhalt: Landrichter Lange. — Zwei Mal entführt. — Die Sorge um fremdes Glück.
- \* 20. Unter Sommerlaub und Winterschnee. Gesammelte Novellen, fünfte Folge. Köln 1881. J. P. Bachem. 455 Seiten.  
Inhalt: Harte Köpfe. — Die Rütenbroecks. — Eine Heideblüte.
21. Drückende Fesseln. Roman. 2. Auflage. Köln. Ohne Jahreszahl. J. P. Bachem. 284 Seiten.
22. Trüber Morgen, goldener Tag. Roman. Köln 1884. J. P. Bachem. 5. Auflage 1900 ebenda. 422 Seiten.
23. Befehlt. Novelle. 1. Auflage. Köln 1888. J. P. Bachem (in Bachems Novellen-Sammlung; 3. Auflage 1899). 114 Seiten.

Es ist nun nicht unmöglich, ja sogar wahrscheinlich, daß wir diese oder jene irgendwo versteckte Novelle oder Erzählung übersehen haben. Auch lassen wir die hier und dort abgedruckten Gedichte absichtlich unerwähnt.

In dem handschriftlichen Nachlaß befindet sich nichts Prosaisches, dagegen druckfertig ein mit großer Sauberkeit und Liebe geschriebenes größeres, lyrisches Gedicht, „Pantellaria“ betitelt, ebenso eine Sammlung der nach der Ansicht der Dichterin besten Lieder und Gedichte, die offenbar, wie die „Pantellaria“, zur Veröffentlichung fertig lag. Es sind 6 Gruppen, nach dem Inhalt geordnet, und zwar 16 Waldlieder, 20 Frühlinglieder, 11 Herbst- und Winterlieder, 14 Abend- und Nachtlieder, 7 Wanderlieder und 57 vermischte Gedichte, zusammen 125 Lieder und Gedichte. Die von uns getroffene Auswahl geht jedoch nicht hierauf,

sondern auf die Urhandschrift der Dichterin selbst zurück, die uns von ihrer Nichte, Frau Professor Somborn in Straßburg i. E., zur Verfügung gestellt ist. Diese Handschrift enthält auf 313 Seiten 207 Lieder und Gedichte und stellt, da die einzelnen Stücke in der Reihenfolge, wie sie entstanden sind, von der Dichterin eingetragen wurden, eine Art Lebensbeschreibung dar. Endlich enthält der handschriftliche Nachlaß auf losen Blättern eine ziemliche Anzahl geistlicher Gedichte, teils fertig abgeschlossen, teils im rohen Entwurf.

Die aufgeführten veröffentlichten Dichtungen — nicht weniger als 44 Romane und Erzählungen — bedecken über zehntausend zum Teil engbedruckte Seiten. Schon über die physische Leistung staunen wir, namentlich wenn wir daran denken, daß Maria Lenzen nur zwei Jahrzehnte ihres Lebens schriftstellerisch tätig war, von 1840 bis 1850 und von 1870 bis 1880, d. i. nur zu Zeiten, wo sie nichts Besseres, nichts Realeres zu tun hatte.

□ □ □

### **Vertreterin der Heimatkunst, nicht konfessionelle Schriftstellerin.**

Keiter meint, die älteren Romane spielten fast sämtlich in der weitentlegenen Vergangenheit und in fernen Ländern, während sich die Dichterin in den späteren Novellen nur noch auf dem Boden der roten Erde bewege.<sup>1)</sup> Aber diese Auffassung ist doch nicht ganz zutreffend: Die Romane „Die Bettler in Köln“, „Glandorf“ und „Magnus Krafft“, die Hauptwerke der ersten Periode, spielen an Stätten, die der Schriftstellerin seit langer Zeit vertraut und lieb waren, in Köln, in Bertrich, Coblenz und Trier, und die darin dargestellten Menschenschicksale begeben sich in der Gegenwart; auch die „Bettler in Köln“ führen nämlich nicht in eine ferne Zeit, sondern nur in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Nur

<sup>1)</sup> S. 219 ff. a. a. O.

der historische Roman „Ciullo d' Alcamo“ steht im 13. Jahrhundert und auf italienischem Boden. Die übrigen Stücke der ersten Periode sind, abgesehen von dem interessanten Erstlingswerk „Nekodos“, für die Beurteilung ihrer schriftstellerischen Richtung belanglos. Man muß vielmehr so sagen: In dem ersten Jahrzehnt ihres dichterischen Schaffens bewegt sich Maria Lenzen vorwiegend auf dem Gebiet des modernen Romans. Indem sie die Gebilde ihrer Phantasie an Orten und in Gegenden sich ausleben läßt, die sie dereinst an der Seite ihres Schwiegervaters, des Rates Lenzen, besucht hat, durchlebt sie selbst eine glückliche, schöne, geistig bedeutsame Zeit noch einmal. Diese Romane sind ein Denkmal ihrer ersten Liebe und ihres kurzen Eheglücks.

Aber schon in den 40er Jahren verrät die Dichterin durch vier kleine, schlichte Erzählungen ihre Neigung und Befähigung zur Heimatpoesie. Mit den Novellen der zweiten Periode wird sie vollends eine Vertreterin echter, obgleich anspruchsloser Heimatkunst.

Nun lesen wir aber in Herders Konversationslexikon unter ihrem Namen: mit „anmutigem Plaudertalent“ habe sie „namentlich Erzählungen aus ihrer niederrheinischen Heimat“ geschrieben, jedoch „erst in vorgerücktem Alter in ausgeprägt katholischem Geist.“ Und im Vorwort zur zweiten Auflage der gesammelten Novellen „Aus der Heimat“ redet unsere Schriftstellerin selbst von ihrem Streben, nach Maßgabe der ihr verliehenen Kräfte Gutes zu wirken: „Klarer vielleicht als sonst jemand die Grenzen erkennend, die meinem Schaffen gezogen sind und lebhaft die Mängel empfindend, an welchen meine Arbeiten leiden, habe ich dennoch den Mut gefunden, sie fortzusetzen, weil ich mir des aufrichtigen Wunsches und des unermüdelichen Strebens bewußt bin, durch meine bescheidenen Erzählungen echtes Gottvertrauen und reine, wahrhaftige Gesinnungen zu fördern und in guter Absicht, ohne Bitterkeit die Irrtümer und Schwächen meiner Mitmenschen zu be-



kämpfen.“ Das hört sich beinahe an, als hätte Maria Lenzen von jeher die Absicht gehabt, die christliche oder gar katholische Erbauungsliteratur zu bereichern. Aber die Schriftstellerin gestatte uns in ihrem eigenen Interesse, daß wir in diesem Vorwort eine nachträgliche „gute Meinung“ sehen, nicht aber ein Programm, nach dem sie bewußt oder instinktiv gearbeitet hätte. Natürlich schweben ihr schon in der ersten Periode ihres Schaffens gewisse menschliche, gewisse sittliche Ideale vor, nach denen sie die Menschen ihrer Phantasie richtet. Und daß sie Katholikin ist, sucht sie allerdings nirgends zu verbergen, aber sie kehrt das auch nirgends geflüßentlich und ohne Not hervor. Bei ihren mannigfachen Schnitten durch das menschliche Leben kann es nicht ausbleiben, daß Einzelheiten des **k a t h o l i s c h e n** Lebens, der katholischen Anschauungen und Gebräuche erscheinen. Aber eigentlich katholische Probleme hat sie niemals behandelt, den Widerstreit katholischer und protestantischer Lebensauffassung hat sie, soweit wir sehen, nirgends dargestellt oder auch nur gestreift.

Und ihre Erzählungen aus dem christlichen Altertum? Auch hier hat und wirkt die Dichterin nur Interesse für das Allgemeinmenschliche, zuvörderst für die nichtchristlichen Charaktere. Im Nekodos fesselt uns besonders die Gestalt des fanatischen, rücksichtslosen, furchtbaren jüdischen Priesters, in der Sunehild u. a. der skrupellose, faßonartig elastische, halb edle, halb grausame Konstantin der Große. Eine tiefere Darstellung des Christentums vermißt man durchaus: die Vertreter der christlichen Religion spielen eine im Grunde lächerlich tatenarme, weibisch-passive Rolle. Ähnliches ist über das „Fräulein aus dem Sassenreich“ zu sagen. „Melete“, weitaus das schwächste Erzeugnis der Dichterin, kommt überhaupt nicht in Betracht.

„Wes das Herz voll ist, davon geht der Mund über.“ Jeder Dichter und Künstler muß im Grunde sich selbst darstellen. Maria Lenzen vertrat einen viel zu freien religiösen

Standpunkt, war eine viel zu kritisch angelegte Natur, als daß sie sich als werbende katholische Schriftstellerin hätte fühlen können. Sie ist hierzu aber namentlich eine viel zu unbefangene, naive Dichterin. Man mag an ihr alle Schwächen einer weiblichen Schriftstellerin finden; aber der Makel konfessioneller Tendenz haftet ihr nicht an. Von einem „ausgeprägt katholischen Geist“ in diesem Sinne kann insbesondere bei der Dichterin der Heimatnovellen nicht die Rede sein. Gewiß steht sie im wesentlichen auf dem Boden des katholischen Dogmas, gewiß lebt sie in der katholischen Weltanschauung. Aber sie ergreift höchst selten die Gelegenheit, sich nach dieser Richtung zu äußern.

Sollte es nicht zweckmäßig sein, den Titel eines katholischen Schriftstellers und Dichters mit etwas mehr Vorsicht zu verleihen und vielleicht Männern wie Alban Stolz und etwa noch Hans Jakob vorzubehalten, für die er dann ein wirklicher Ehrentitel sein könnte? Es kann doch wenigstens in unserem Falle für die Feststellung des „ausgeprägt katholischen Geistes“ nicht ausschlaggebend sein, daß für die Heimatnovellen unserer Maria Lenzen nicht mehr Chr. E. Kollmann in Leipzig, sondern J. P. Bachem in Köln Verleger war!

Gewiß dürfen Bekenntnis und Weltanschauung bei der Beurteilung der Geistesverfassung eines Dichters oder Künstlers nicht unbeachtet bleiben. Aber wer wird geschmacklos genug sein, Ludwig Uhland einen protestantischen oder Martin Greif einen katholischen Dichter zu nennen? Verglichen mit der aus der tiefsten Menschennatur quellenden Dichterkraft, die sich niemand geben und niemand nehmen kann, bedeutet die Geistesverfassung, die durch die Zugehörigkeit zu einer Konfession angebahnt ist, etwas unendlich weniger Wesentliches: was schon daraus ersichtlich ist, daß jene unerwerbbar und unverlierbar, diese dagegen mannigfachen Wandel unterworfen ist und unter Umständen verloren gehen und durch eine ganz andere ersetzt werden kann.

Selbst bei Annette v. Droste-Hülshoff hat die Bezeichnung *katholische Dichterin* schon keinen rechten Sinn mehr: weshalb der Protestant bei ihr mit einem Schein von Recht protestantische Art zu fühlen, namentlich eine spezifische protestantische Frömmigkeit und religiöse Betrachtungsweise finden kann. Aber er unterliegt derselben Täuschung wie der Katholik, der ihre dichterische Größe in ursächlichen Zusammenhang mit der katholischen Weltanschauung bringt: nicht aus dem Konfessionellen, sondern aus dem Allgemeinen menschlichen stammt das Dichterische.

Hätte man bei Maria Lenzen den katholischen Charakter, der ihr zudem kaum eigen ist, etwas weniger laut und etwas weniger zudringlich betont, so wäre sie heute, 25 Jahre nach ihrem Tode, vielleicht noch nicht ganz beiseite geschoben und vergessen. Die leidige konfessionelle Abstempelung weckt bei allen denen, welchen die Kunst eine stolze Herrin, nicht eine dienende Magd ist, unfehlbar Mißtrauen, das die unentbehrlichen kleineren und kleinsten Poeten über das Häuflein der Getreuen nicht hinaus gelangen läßt.

□ □ □

### Licht und Schatten.

Es ist uns hier nicht möglich, die einzelnen Werke unserer Dichterin zu besprechen und zu würdigen. Aber wir müssen es wenigstens versuchen, uns über ihren schriftstellerischen Charakter und ihre Bedeutung klar zu werden. Leider können wir uns nicht einfach auf Keiters „Katholische Erzähler der neuesten Zeit“ beziehen. S. 181—184 wird Maria Lenzen mit ihren Romanen, 217—239 mit ihren Novellen behandelt. Aber wenn man in diesem Buche einen fast ebenso langen Abschnitt über Konrad von Bolanden findet, wo dieser poesielose Fälscher des geschichtlichen Geistes zu den großen Romandichtern gerechnet wird, dann hat man allen Grund, recht mißtrauisch zu werden.

Indes soll Keiters Verdienst um unsere Dorstener Dichterin ausdrücklich anerkannt werden: er hat die wichtigsten biographischen Tatsachen zusammengestellt und hat wenigstens teilweise die Werke mit großer Liebe gelesen. Sein Urteil bleibt jedoch vielfach auf der Oberfläche, kommt über verbrauchte Phrasen in der Regel nicht hinaus oder ist geradezu falsch. Keiters Buch ist eben gänzlich veraltet. Als die Adoptivschwester der Dichterin, Frau Sanitätsrat Dr. Brümmer in Münster, von der Absicht, eine Lebensbeschreibung und ausgewählte, bis jetzt unbekannte Gedichte herauszugeben, erfuhr, bat uns die greise Matrone gar inständig, mit „Maria“ doch nicht zu streng zu verfahren. Man könne von ihr doch nicht das Höchste verlangen. „Wo sollte sie's auch gelernt haben?“ — In der Tat eine beherzigenswerte, weise Mahnung! Maria Lenzen ist trotz ihrer ungefähr zwanzig Bände keine so recht geschulte Schriftstellerin, sie ist eigentlich keine vom literarischen Fach. Allerdings wurde sie ihr ganzes Leben nicht müde zu „lernen“, zu lesen und zu studieren. In ihrer Bibliothek zu Anholt standen Goethe, Schiller, Jean Paul, Lessing, Uhland, überhaupt alle Klassiker und Romantiker, ferner Shakespeare, Calderon, Byron, Bulwer, Scott, Dickens, auch Schefffel, Ebers. Bis zu ihrem Tode war sie bei einer Leihbibliothek in Dortmund abonniert, so daß sie auch die Neuerscheinungen kennen lernte. Ferner hielt man in der Familie die „Gartenlaube“, das „Daheim“, zuweilen auch „Ueber Land und Meer“. An politischen Zeitungen las man vor allem die „Kölnische Zeitung“, daneben eine Zeitlang auch die „Kölnische Volkszeitung“. Wer „Sunehild“ liest und das „Fräulein aus dem Sassenreiche“, wird darauf schwören, daß sie auch Lateinerin und Horaz ihre Lieblingslektüre war. In Wirklichkeit hat sie niemals ernstlich lateinische Studien betrieben: sie besaß eine gute Uebersetzung des römischen Lyrikers, aus der sie die für ihre Zwecke passenden Stellen herausholte. Mit Hilfe ihres Gatten

Ignaz fand sie leicht die lateinischen Strophen des Originals. Und es bereitete dann unserem vortrefflichen Frauchen großen Genuß, von den Lesern auch für eine Gelehrte gehalten zu werden. Wir können ihr nicht helfen: sie ist und bleibt ein Dorstener Wildling. Einer Pflanze gleicht sie, die allzu üppig ins Kraut schießt und deshalb keine Kraft mehr besitzt, ganz vollkommene Blüten zu entwickeln. Von ihren zahlreichen Werken sind nur wenige so weit ausgereift, als es bei ihrer Art und innerhalb ihrer Grenzen möglich war.

Nicht als ob sie auf Ausdruck und sprachliche Darstellung keine Sorgfalt verwandt hätte. Eine gewisse natürliche Anmut, schönen Fluß, Rundung der Sätze, Wohlklang der Sprache, Anschaulichkeit, Bilderreichtum — alle diese Vorzüge wird man, wenn auch nicht überall in gleicher Stärke, bei ihr finden. Daß sie einigermaßen nach bewußten Grundsätzen verfuhr, zeigt ein hübscher Brief vom 4. Juli 1871 an ihre Nichte Elise in Sterkrade, der sie gern eine Einnahmequelle durch Uebersetzungsarbeiten eröffnen möchte: „Bist du mit der englischen Sprache völlig vertraut und willst du es unternehmen, so will ich Herrn Bachem gern fragen, ob er dir englische Bücher zum Uebersetzen verschaffen und sie als Feuilletons abdrucken oder sonst in Verlag nehmen will. Ich bin gern bereit, die Korrektur deiner Uebersetzungen zu besorgen; du mußt es mir dann aber nicht übel nehmen, mein Töchterchen, wenn ich an deinem Stil ändere, was mir nicht gut scheint, denn ich würde da strenge sein müssen. Ein Fehler, eine Nachlässigkeit im Ausdruck oder in der Satzbildung, die uns in einem Brief weiter nicht stören, können in einer Druckschrift gar ungeschickt aussehen. Es ist etwas Eigenes um die Druckerschwärze; sie hat wirklich das Seltsame an sich, die Fehler sowohl als die Schönheiten einer literarischen [Arbeit zu heben].“<sup>1)</sup> Sie war ein förmliches Genie des Schnellschreibens und des Vielschreibens.

1) Der fehlende Schluß ist dem Sinne nach ergänzt.

Und als sie in den 70er Jahren als „katholische“ Erzählerin „berühmt“ geworden war, da wollten alle möglichen katholischen Zeitschriften, Kalender, Zeitungen von ihr etwas haben. Und sie ließ sich durch die Verleger binden, innerhalb so und so viel Zeit so und so viele Bogen zu liefern. „Heute ist der 14. Februar [1874], schreibt sie wieder an die Nichte Elise, und meine Kalendergeschichte ist kaum halb fertig. Ich hatte nachmittags — meine beste Schreibzeit — einige Störungen und bin deshalb nur langsam vorgerückt. Nun, mein Wort halte ich und liefere das Ding zur bestimmten Zeit ab; aber nächstens verpfände ich es nicht wieder auf eine festgesetzte Frist. Es ist zwar viel angenehmer, wenn die Verleger auf den Autor warten [wie stolz!], als wenn das Umgekehrte der Fall ist; aber ich danke doch dafür, in festanberaumten Monaten eine bestimmte Anzahl Bogen zu schreiben. Das Schlimmste ist, daß ich mich nicht zu meinem „Fräulein aus dem Sassenreich“ wenden darf, das mich mit fast unwiderstehlicher Gewalt lockt. Die Gestalten — wunderliche sind darunter — sind um mich her wie quälende Geister, welche fordern, daß ich mich mit ihnen zu schaffen mache, wie bevorzugte Kinder, welche die anderweitig beschäftigte Mutter nicht in Ruhe lassen. Ach — und wann komme ich zu ihnen? — Ist das Kalenderding fertig, muß ich noch eins für den „Hauschatz“ schreiben. An dieses freilich gehe ich nicht mit Unlust heran. Schon sein Titel wird dir sagen, daß sich etwas aus dem Stoffe wird machen lassen. Die kleine Novelle wird sich nennen: „Durch den Schmerz erzogen.“

In dieser „Fruchtbarkeit“ findet eine Reihe von Mängeln und Flüchtigkeiten ihre Erklärung. Nicht selten stören allzu breite Partien, nicht selten verliert sich die Erzählerin auf Nebenpfade, wo sie dann allzu lange verweilt. Schlimmer noch ist die unbekümmerte Art, wie sie die Handlung über tote Punkte hinwegführt: statt der aus dem Inneren, aus dem Charakter der Personen kommenden

Bewegungsmittel werden der plötzlich stockenden Geschichte die künstlichen Räder wunderbarer Zufälle untergeschoben, auf denen sie dann zu Ende wackelt. Es wäre durchaus unbillig, von Maria Lenzen die moderne Erzählungstechnik zu verlangen. Sie hat zu schreiben angefangen zu der Zeit, als die romantische Erzählungskunst blühte. Aber etwas zurückhaltender könnte sie mit aufgefundenen Briefen und Testamenten und mit anderen plötzlichen Entdeckungen doch sein. — Während sie sich also häufig allzu behaglich bei Nebensächlichkeiten aufhält und dadurch das Interesse von dem Gang der Handlung und den Hauptpersonen ablenkt, verfällt sie bisweilen in den entgegengesetzten Fehler, daß sie namentlich ganz unentbehrliche seelische Entwicklungen<sup>1)</sup> einfach annimmt und behauptet, statt diese sorgfältig psychologisch darzustellen.

Es sei nur auf einige besonders auffallende Beispiele hingewiesen. Das Episodenhafte und lästige Breite wuchert in „Schwarzgarten“, „Im schwarzen Deen“, „Sandrichter Lange“, „Trüber Morgen, goldener Tag“. An psychologischer Entwicklung fehlt es in „Schwarzgarten“, „Frau von Holmerdamm“, im „Teufelschmiedchen“. Wunderbare Zufälle werden dem Leser zugemutet in „Rau von Nettelhorst“, in „Arme Kinder“, „Cornelis Janssens Haus“, den „Rütenbroecks“, „Gefehlt“ u. s. f.

Im allgemeinen kann man ihre Art der Darstellung eine gemäßigtere realistische nennen. In den besten Stellen gelangt sie zu rücksichtsloser Naturwahrheit, wie z. B. in der Sterbeszene der „Glocke von Wallmoden“. Damit hängt ihre Fähigkeit zusammen, willenskräftige, gewaltige und gewalttätige, von irgend einer tiefen Leidenschaft getriebene Herrenmenschen hinzustellen. Ueberhaupt liegt ihr das Kräftige mehr als das Zarte. Vor der Gefahr der Brutalität bleibt sie durch ein im Grunde doch maßvolles Wesen und ihren

1) Z. B.: Das Aufkeimen der Liebe.

Schönheitsfönn bewahrt. Aber das ganz sichere Augenmaß, das bei allem Streben nach naturwahrer Gestaltung von Uebertreibungen fernhält, läßt sie immerhin manchmal vermissen. Aus einem verkommenen Haus oder Schloß wird dann wohl eine Ruine oder ein halber Schutthaufen, aus einer vernachlässigten Gartenanlage wird eine Wüstenei.

Ein feines Auge hat sie für Werke der Baukunst und Gartenkunst. Sie hebt die edlen Verhältnisse hervor, lobt Schlichtheit und Natürlichkeit, haßt das Ueberladene, namentlich auch in der inneren Einrichtung und Ausstattung. Die Art, wie die Menschen wohnen, wie sie ihr Heim innen und außen zu gestalten wissen, bringt sie in engen Zusammenhang mit ihren Charaktereigentümlichkeiten. Eine Frau, die mehrere Wochen lang ein Zimmer bewohnen kann, ohne dem Raum den Stempel ihres Wesens aufzudrücken, ist schon gerichtet.

Die Menschen ihrer Heimaterzählungen sprechen häufig, wie ihnen der „Schnabel gewachsen“ ist. Der kleine Mann und der Bauer läßt am liebsten westfälisches Platt, echtes Dorstener „Dütsch“, vernehmen, das ohne fernige Redensarten und anschauungsfatte Sprichwörter gar nicht zu denken ist. Es ist wirklich zum Verwundern, wie die Frau Geheimrätin in der kleinen Hütte der Heide wie auf dem Bauernhof, der sich hinter Eichenriesen verbirgt, Bescheid weiß, es ist zum Verwundern, wie sie mit dem Denken und Fühlen dieser Menschen vertraut ist. Um uns nicht lediglich auf allgemeine Sätze zu beschränken, führen wir im folgenden die „Volkswörter“ auf, die uns bei der Lektüre der Novelle „Geheime Schuld“ aufgefallen sind:

Der Musiklehrer: „Der Baron soll so grämlich sein, daß sogar von seinem Lachen die Milch sauer wird, geschweige denn von seinem Schelten.“ — Der Schäferjunge: „Wenn's schneit in den Dreck, dann friert's, daß es bäckt.“ — Der Schäfer Manns sagt von den Nähterinnen: „Die essen die Töppchen von den Garben“ (d. h. das Oberste, das



Beste). — Derselbe: „Der Schatten fiel nicht von innen heraus, er ist von außen gekommen“ (von jemand, der unter der Last fremder Schuld leidet). — Der Schäferjunge wird vom Meister also belehrt: „Denk lieber an Deine Pflicht, als an ein dummes Wicht.“ — „Wer selbst ins Wilde guckt, kann andere nicht führen.“ — „Wer nicht sieht auf den Weg, fällt vom Steg.“ — Als er der Comtesse begegnet, begrüßt er sie: „Das ist bei allem Elend, als wenn einer eine Pfingstblume auf Sylvester findet.“ — Der alte Baron hat „den Kopf voll Mäusenester“ (d. h. ist von Grillen geplagt); der junge ist „so blaß wie Kalk an der Wand und so trübselig wie'n Kirchenlied in der stillen Woche.“ — Die Haushälterin bemitleidet den drangsalirten jungen Herrn: „Was er mit der alten Gnaden durchmacht, das steht das Winterkorn nicht aus.“

Maria Lenzen bevorzugt keinen Stand als solchen und haßt keinen als solchen, sondern sie anerkennt die Berechtigung und Notwendigkeit aller und stellt alle mit gleicher Liebe dar: die einzelnen Menschen freilich mißt sie mit dem Maße echten Wertes. Man könnte aus ihren Erzählungen zahlreiche Aeußerungen zusammenstellen, in denen sich gegen den Adel eine feindselige Gesinnung auszusprechen scheint; aber andere Stellen widersprechen solcher Auffassung durchaus. Alle möglichen Typen der Beschränktheit, des Mangels an geistigen Interessen, des Hochmuts und Klassendünkels usw. machen sich in diesen höheren Ständen breit. Aber daneben stehen — in geringerer Zahl freilich, wie eben das Gute und Edle unter den Menschen überhaupt selten ist, — herrliche, wirklich adelige Gestalten, deren köstliches Ahnenerbstück vornehme, selbstlose Gesinnung ist. Es hat mit Gehässigkeit gegen den Adel nichts zu tun, wenn sie die Ueberzeugung hat: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr geht, denn daß ein Reicher in das Reich Gottes eingehe.“ Ist es nicht so, daß die Besitzenden, die Bevorzugten gerne auf ihr Recht pochen, daß dagegen Not und knappe Verhältnisse

die edleren Kräfte wachrufen? Wo aber Maria Lenzen, die mannhaftige Frau, das Schwächliche, Törichte, das Rückständige, Hochnäsige findet, soll sie da nicht einmal mit scharfer satirischer Geißel dazwischen hauen? Die oft schweren Kämpfe innerhalb der einzelnen Stände und besonders zwischen den höheren und den niederen Klassen sind indes schließlich nur Bilder des sich befehdenen Echten und Unechten, des Wertvollen, Wahren und des Falschen, Uebertünchten.

Gewiß vermißt man noch ein Wort über die Frauengestalten der Dichterin. Nach zwei Seiten hin hat sie das weibliche Ideal gebildet: Einmal stellt sie das Leidende, Duldende, Dienende im Weibe dar; aber es treten auch kraftvolle, heldenhaft sich behauptende Frauen vor uns, die wohl eine Zeitlang geknechtet und unterdrückt werden können, die sich aber durch die dem Weibe eigentümlichen Waffen gegenüber dem Manne und gegenüber den widrigsten Verhältnissen ihr Recht und ihre Freiheit zu erkämpfen wissen. Einigemal ist Gegenstand ihres dichterischen Interesses das kalte, selbstfüchtige Weib, das aber, durch die Erfahrungen und Prüfungen des Lebens geläutert, zu hingebender, selbstloser Liebe geführt wird.

„Der Frauen Zustand ist beklagenswert“ steht bei Maria Lenzen oft genug zwischen den Zeilen. Aber in Not und Leiden enthüllen ihre Frauen die edelsten Eigenschaften: geduldig dienende Liebe und heroischen Mut. Es sind reine, maßvolle Naturen, ohne Verständnis für rohe Genüsse, z. B. für die Männern so unentbehrlichen Tafelfreunden; aber doch keine Engel, sondern auch eines schweren Fehltritts fähig. Sie schleudern dem Manne, der die Schuld von sich wälzen möchte, das Wort ins Antlitz: Da haben wir wieder Adams erbärmliche Feigheit „Eva hat mich verführt“; aber bei aller Kraft bleiben sie in den normalen Grenzen des Geschlechtes: es sind keine Mannweiber.

Eine Eigenschaft aber verlangt die Dichterin vor allen anderen vom Weibe, wenn es sich nicht der Verachtung

preisgeben will: rastlose Tätigkeit, bedeutende oder unscheinbare, geistige oder körperliche Arbeit. Nichts setzt Frauen-  
natur so herab, wie Faulheit, Müßiggang, Scheu vor  
Arbeit. Die verfehlte Lebensauffassung vornehmer Frauen  
von der schändenden Arbeit und dem standesgemäßen Nichts-  
tun, die erbärmliche Scheinarbeit adeliger Damen weiß sie  
nicht scharf genug zu verachten und zu verdammen. Eine  
Frau, die sich nicht zur Lebensregel macht, rastlos, sei es  
auch im Kleinsten und Unscheinbarsten, zu wirken, begibt sich  
ihres Frauenadels, ist ein stehendes Gewässer ohne Abfluß,  
das bald häßliche Dünste aushaucht.

Den Typus mit den ausgesprochen weiblichen Eigen-  
schaften des Duldbenden und Dienenden haben wir u. a. mit  
Helene in den „Getrennten“, mit Anna im „Teufelschmied-  
chen“, mit Beatrix in der „Balkenfurth“, mit Margarethe in  
der Erzählung „Aus verschiedenen Lebenskreisen“, mit Klara  
im „Rau von Nettelhorst“ und der Frau des „Landrichters  
Lange“. Kraftvoll sich selbst bestimmende Naturen sind  
Luise in der Novelle „Aus verschiedenen Lebenskreisen“,  
Klarisse im „Milian“ und Elisabeth in „Geheime Schuld“.  
Selbstfüchtige, kalte Charaktere sind Hermine in der kleinen  
Erzählung „Gefehlt“ und Jakoba in den „Rütenbrocks“.

Die Bedeutung unserer Maria Lenzen kann nur in der  
Heimatchichtung liegen, darüber sind wir uns wohl ganz  
klar geworden. Schon in ihrer Jugend bemerkten wir ihre  
Neigung und ihr Talent für dieses beschränkte Gebiet der  
heimatlichen Erzählung. In einer ihrer späteren Novellen<sup>1)</sup>  
sagt ein westfälischer Adeliger: „Mich zieht das  
Naheliegende, von Grund aus zu mir  
Gehörende möchte ich sagen, vor allem  
an.“ Dieses schöne Wort konnte die Dichterin auf  
das erste Blatt ihrer Novellen setzen. Doch soll nicht  
unbemerkt bleiben: so innig ihre Würzelchen in den

1) Geheime Schuld, S. 275.

westfälischen Boden fassen, so wenig sie auf anderem Grund genügende Nahrung finden, so ist doch eben in diesen Erzählungen aus der Heimat der Blick keineswegs so engumgrenzt, daß er nicht manchmal wegschweifte über die Wallhecken und Büsche der westfälischen Ebene. Sie läßt uns vielfach zurückschauen an den Anfang des Jahrhunderts, als Deutschland noch uneinig war, als der Deutsche noch kein nationales Selbstbewußtsein hatte, als der westfälische Adel gegen Preußen Feindschaft und Groll hegte und zu Oesterreich hinneigte.

Sollen wir es wagen, aus der Anzahl dieser Dichtungen schon jetzt eine Auslese zu treffen? Natürlich haben sämtliche Werke der ersten Periode heute lediglich historisches Interesse. Von den späteren sind „Sunehild“ und das „Fräulein aus dem Sassenreich“ jedenfalls ohne Bedeutung, was auch Keiter zu ihren Gunsten sagen mag. Es ist doch gar kein Zweifel: Maria Lenzen lebt nicht in dem Geist der Zeit, den sie darstellen will. Sie hat mit vielem Fleiß das archäologische Detail zusammengebracht. Aber der Stoff wird durch die Form nicht „vernichtet“, er wird nicht oder nur teilweise in poetisches Gold umgewandelt.

Von den uns bekannten Heimatnovellen müssen wir ablehnen: Schwarzgarten, Frau von Holmerdamm, Teufelschmiedchen, Rau von Nettelhorst, Arme Kinder, Im schwarzen Veen, Landrichter Lange, Rütenbroeks, Heideblüte, Trüber Morgen, Gefeht.

Als besser und zum Teil als gut erschienen uns: Die Getrennten, Die Heimatlose, Aus verschiedenen Lebenskreisen, Die Glocke von Wallmoden, Die begrabenen Schuhe und Milian. Für uns Dorstener hätte An der Balkenfurth und Cornelis Janssens Haus einiges Interesse. Aber aufrichtig wollen wir hinzufügen: die verneinenden Urteile sind sicherer als die bejahenden.

Ist das geistige Leben unserer wackeren Frau, sind ihre schriftstellerischen Leistungen, trotz aller Mängel im einzelnen,

nicht doch im ganzen achtungsgebietend? Wie sie das Recht und die Würde der Schriftstellerin verteidigt, wie sie hochnässiger Mißachtung und verständnisloser Verkennung Trotz bietet, mag ein Abschnitt aus den „Armen Kindern“ zeigen. Die „Leute“, die eben immer wissen, wer „gemeint“ ist, haben darin ein Denkblatt für die Beziehungen der Dichterin zu der fürstlichen Familie in Anholt gesehen.

Die Gräfin Bergöden spricht bei der Frau Richter in Ladner vor, in deren Haus nicht nur die Hauslehrerin Fräulein Demroth, sondern auch besonders die ältere der beiden Komtessen viel verkehrt.<sup>1)</sup>

»Die Gräfin war ausnehmend lebenswürdig und versicherte wiederholt, lebhaft zu bedauern, daß sie im letzten Sommer zu sehr in Anspruch genommen gewesen sei, um die Gesellschaft der lieben Frau Ladner so oft, wie sie es gewünscht habe, zu genießen. Jetzt aber ständen die Jagden bevor, da werde sie selbst so occupiert<sup>2)</sup> sein, daß sie kaum zu sich selber kommen, geschweige denn über ihre Zeit verfügen könne, deshalb sei sie heute noch nach Kandelheim gekommen; denn sie habe ein wahres Bedürfnis gehabt, die liebe kleine Frau wiederzusehen. „Um so mehr,“ fügte sie, ehe Antonie antworten konnte, hinzu, „als ich Ihnen dankbar, ja, wirklich dankbar bin, daß Sie sich Fräulein Demroths und meiner Töchter so sehr annehmen.“

„Dafür verdiene ich keinen Dank, Erlaucht,“ versicherte Antonie herzlich. „Mir selbst gereicht die Gesellschaft der Komtessen und des Fräuleins zur Freude.“

„Sie sind wohl sehr vertraut mit der Demroth?“ forschte die Gräfin.

Der flüchtige und eigentümlich scharfe Blick, mit welchem sie Antonie bei dieser Frage streifte, ärgerte diese, sie wußte selbst nicht warum, weshalb sie auch ein wenig kurz entgegnete: „Nein, Erlaucht; vertraut bin ich nur mit meinem Manne.“

1) Arme Kinder, S. 96—99.

2) Bei Maria Lenzen kommen gewisse Vertreter der vornehmen Welt ohne französische Fremdwörter und Anreden (wie: mon ami, ma chère) nicht aus; sie bereichern und verzieren die „arme plumpe deutsche Sprache“ immer noch mit den ausländischen Fetzen des Horribilicribrifax.

Jetzt empfand die Gräfin einen Verdruß, den das kalte Auge und der schleppende Sprachton auch deutlich verrieten, als sie erwiderte: „Ah, Sie wollen sagen, daß sie zurückhaltend sind. Ja, das ist eine gute Eigenschaft. Ich wollte, meine Kinder könnten sich derselben auch rühmen; aber ich vermisse sie leider sehr an ihnen. Besonders Stephanie ist viel zu offen; es grenzt fast an Unvorsichtigkeit. Sie müssen das auch bemerkt haben.“

„Bis jetzt noch nicht, Erlaucht. Die Komtesse ist rasch und warm in ihren Aeußerungen, wie ihre Jugend und ihre impulsive Natur das mit sich bringen; unbedachtsam fand ich sie jedoch niemals.“

„Das freut mich zu hören; ich habe sehr das Gegenteil gefürchtet, namentlich seit ich durch meine Tochter selbst erfahren habe, daß sie kühn genug war, Sie um ihr Urtheil über ihre kindischen poetischen Versuche zu bitten.“

Dahinaus wollte die Dame also. Es war Antonien zwar längst klar, daß sie mit ihrem Besuche einen bestimmten Zweck verbinde; was aber das eigentliche Endziel ihrer Anspielungen sei, war bis jetzt noch nicht zu durchschauen. Antonie ließ sich aber ebensowenig dupieren als einschüchtern, und so sah sie die Gräfin fest an und fragte in sehr höflichem und ein wenig verwundertem Tone: „Darf ich wissen, weshalb Ew. Durchlaucht es kühn fanden, daß Komtesse Stephanie mir ihre hübschen Verse zeigte?“

„Ah — Sie finden sie hübsch?“ der etwas unstete Blick der Gräfin verriet, daß die Frage, deren Beantwortung sie zu umgehen suchte, ihr nicht angenehm war. Allein Antonie erließ sie ihr nicht. „Sie lassen auf ein Talent schließen, das sich bei sorgfältiger Pflege glücklich zu entwickeln verspricht,“ sagte sie, „und eben deshalb wünschte ich zu erfahren, weshalb Ew. Erlaucht es als eine Kühnheit bezeichnen, daß die Komtesse ihre Lieder einer Bekannten mittheilte, von deren Wohlwollen sie gewiß überzeugt ist?“

„Sans doute. Von ihrem Wohlwollen — o natürlich. — Indes, da Sie selbst dichten, liegt doch der Gedanke nahe — Sie begreifen, was ich sagen will, meine Liebe.“

„Ich kann es nicht erraten, Erlaucht; es müßte denn sein, daß Sie annehmen, die Vortrefflichkeit der Gedichte der Komtesse Vergöden habe meine Eifersucht erregt,“ gab Antonie mit einem Lächeln zur Antwort, welches der Gräfin

nicht gefallen wollte. Es sprach noch etwas anderes, als höfliche Freundlichkeit daraus.

Die Antwort fiel deshalb etwas hochmütig aus: „Ach nein, da irren Sie. Wie könnte ich wohl Derartiges voraussetzen? — Wenn meine Tochter Verse macht, so ist das für sie ein momentanes Amusement, das Spiel eines müßigen Augenblicks. Bei Ihnen ist es eine ernste Sache, liebe Frau Ladner; es ist Ihr métier, welches Sie durchaus nicht so obenhin behandeln dürfen, wie Stephanie ihr kleine Liebhaberei. Sie sehen, ich weiß den Unterschied wohl zu schätzen.“

„Ich sehe es, Erlaucht,“ erwiderte Antonie ernst. Sie schwieg dann, mit brennender Wange zwar, aber mit so ruhiger Haltung, daß die Gräfin bald empfand, daß ihr nichts anderes übrig blieb, als das Gespräch selbst wieder zu eröffnen.

Sie hob also an: „Ich habe schon häufig Beweise davon gehabt, wie sehr meine Tochter Sie schätzt, liebe Frau Ladner, und ich freute mich wirklich darüber. Aber obgleich ich weiß, welches Vertrauen Stephanie Ihnen schenkt, glaubte ich doch nicht, daß sie ihre Gedichte Ihnen zeigen würde.“

„Es geschah also gegen den Wunsch Eurer Durchlaucht?“

„Das nicht; nein, das nicht. Ich habe nichts dagegen, daß Sie von dem kleinen Zeitvertreib Stephaniens unterrichtet sind; aber ich bitte Sie sehr, liebe Frau Richter, dieser petite passion des Kindes gegen Niemanden zu erwähnen. Ich hoffe, daß es noch nicht geschehen ist. Stephanie hätte sich von Anfang an Ihr Schweigen über diesen Punkt erbitten sollen; aber natürlich hat sie nicht daran gedacht. Sie hat ohne Zweifel vorausgesetzt, daß Sie auch ohnedies wüßten, wie fatal eine Indiskretion in dieser Beziehung für eine junge Dame ihres Standes sein würde.“

„Erlaucht dürfen sich beruhigen; ich habe zufällig nur mit meinem Manne über ein Liedchen der Komtesse einige flüchtige Worte gewechselt. Ich werde ihm heute noch mitteilen, welchen Wert Erlaucht darauf legen, daß der Sache keine weitere Erwähnung geschehe, und Sie dürfen seines unverbrüchlichen Schweigens sicher sein . . . . Wollen Erlaucht mir aber nun gestatten zu fragen, weshalb Sie es — beinahe gleich einer übeln Nachrede — scheuen, daß

irgend ein Fremder von dem Talente der Komtesse Kenntnis erhalte?"

„Weil es sehr nachtheilig für Stephanie sein würde, wenn man in unseren Kreisen eine Ahnung davon hätte, daß sie sich mit dergleichen Dingen befaßt. Sie wundern sich darüber; — das ist begreiflich. Man ist in Ihrem Stande nicht so ängstlich dafür besorgt, alles Schädliche fern zu halten, und es mag auch wohl nicht so nötig sein. Man nimmt es bei Ihnen damit nicht so genau; hat doch Ihr Herr Gemahl nicht einmal etwas dagegen gehabt, daß Ihre Gedichte in Druck gegeben worden sind. Eine Dame aus unseren Kreisen würde sich das aber nicht gestattet haben. Es besteht da ein großer Unterschied, meine Liebe. Ich glaube wohl, daß es Ihnen in den Augen Ihrer Standesgenossen nicht geschadet hat, daß Sie Ihre Verse drucken ließen; dagegen würde es Stephanie außerordentlich schädlich sein, wenn man sie in unseren Zirkeln in Verdacht hätte, daß sie an Ueberspanntheit leide.“

„Ich bin Euer Durchlaucht für eine Belehrung dankbar, ohne welche ich wohl nie darüber aufgeklärt worden wäre, von welchem Gesichtspunkte aus man in der großen Welt die schriftstellerische Tätigkeit einer Frau betrachtet. Erlaucht sind danach völlig berechtigt, die poetischen Versuche der Komtesse geheim zu halten, und Sie dürfen fest darauf bauen, daß ich Ihr Vertrauen rechtfertigen und in diesem Punkte keine Indiskretion begehen werde.“

□ □ □

### Maria Lenzen als lyrische Dichterin.

Auch in ihren Liedern und Gedichten wird sich Maria Lenzen uns nicht als eine GröÙe, wohl aber als eine kräftige und dabei lebenswürdige Persönlichkeit, als eine bescheidene Dichterin, aber immerhin als eine Dichterin offenbaren.

Im Nachlaß befindet sich ein umfangreicheres episch-lyrisches Gedicht, „Pantellaria“ betitelt: es ist ein Erzeugnis der Dorfener Sturm- und Drangperiode und atmet den Haß der Reaktionszeit gegen despotische Willkür und Knechtung.



Trotz aller Ueberarbeitung im reiferen Alter — die Dichterin hing an dem Stoff wie an einer Jugendliebe — blieb diesem düsteren Gesang der Charakter der Schauerromantik: Tyrannisches Walten Ferdinands II., des Katholischen, Königs von Neapel, nächtliche Versammlung der adeligen Verschwörer, Verrat, Ueberfall, Morden, Hinrichtung, Vergewaltigung eines jungen Weibes, Rache an dem Wüfling, Einferklerung auf der Felseninsel Pantellaria (im Mittelmeer zwischen Sicilien und Afrika) — solche und andere außerordentliche Szenen ergeben kein Lebensbild, und die ohne innere Verbindung in die Erzählung gestellten Lieder heben vollends jeden Schein von Wahrheit auf. Daß jedoch die dichterische Form nicht ganz unbeholfen ist, mögen einige Proben zeigen:

#### Aus der Einleitung.

Siciliens Küste ruht im Abendlicht;  
 Es küßt den Strand und zittert auf den Wellen,  
 Bis es an Tunis Felsgestade bricht,  
 Wo dumpf die mächtigen Wogen sich zerschellen.  
 Der Himmel glänzt in Gold- und Purpurschein,  
 Das Meer erglüht — sein wundervoller Spiegel —  
 Zur schönsten Frühlingsflur, durchsichtig rein,  
 Voll grüner Täler, rosenheller Hügel.

Gleich fern von Tunis sonnverbrannter Küste,  
 Wie von Siciliens zauberreichem Strand,  
 Steigt aus den Wassern eine grüne Wüste  
 Empor, ein altes, sagenreiches Land.  
 Es trägt das Meer in seinen Wogenarmen  
 So zärtlich spielend dieses Inselreich,  
 Wie einer Mutter liebendes Erbarmen  
 Den Säugling hält, hold schützend, fest und weich.

□ □ □

## Aus den letzten Gesängen.

Geweihte Nacht! Erhabnes, tiefes Schweigen! —  
 Es stört kein Laut die feierliche Ruh,  
 Als deine Stimme, heiliges Meer! Still neigen  
 Die ersten Sterne sich dem Westen zu,  
 Indes im ewigen, wundervollen Reigen  
 Empor im Osten neue Sonnen steigen.

Auf hartem Pfühl schläft an des Waldes Saume  
 Mein Vater, ach, den Schlaf der letzten Nacht.  
 Geliebte Namen stammelt er im Traume,  
 Der ihm zurück der Jugend Glück gebracht.  
 „Im Freien laßt mich sterben!“ klang sein Flehen;  
 Barmherzig läßt der Wächter es geschehen.

O hartes Los! schon soll ich ihn verlieren,  
 Der, kaum gefunden, segnend mich umschlang,  
 Doch wünsche nicht ich ihn zurückzuführen  
 Ins Leben, der so schwer und mutig rang,  
 Und winkt ihm selbst das höchste Glück der Erde:  
 Denn, was sie beut, ist glänzende Beschwerte.

— — — — —  
 □ □ □

Wo an der Felswand die Granate blüht  
 Und leisen Duft verhaucht die süße Rose,  
 Am Klippenrand die Flut zerstäubend sprüht,  
 Von fremdem Fuß im sammetweichen Moose  
 Nie störend eine Spur zurückgeblieben,  
 Dort sind die stillen Hügel meiner Lieben.

Viel Monde schwanden, seit der Greis entschlief,  
 Ich ihn gebettet an Isoras Seite.  
 Er fand bei ihr den Schlummer fest und tief,  
 Die sich für ihn dem frühen Grabe weihte.  
 Ich schmückt es liebend mit den weißen Rosen,  
 Die Heimatstätte für den Heimatlosen.



Dich betrübt die Totenstille  
Nicht der ruhenden Natur;  
Deines Lebens junge Fülle  
Kennt Gedeihn und Blühen nur.

Keimst und blühst dem Lenz entgegen,  
Selbst ein früher Frühlingstag,  
Und in deiner Brust sich regen  
Töne, froh wie Lerchenschlag.

□ □ □

5.

Daß du ein Ausfluß bist der ewigen Klarheit,  
Dein heller Blick, mein Kindlein, sagt es mir;  
Treu, wie der Weise sehnlich forschet nach Wahrheit,  
folgt er dem Strahl des Lichtes für und für.

Er flieht den Schatten, folgend jedem Schimmer,  
Und leuchtet auf, wenn er die Helle fand.  
O, fliehe so der Sünde Schatten immer,  
Dem Lichte sei, der Reinheit stets verwandt.

□ □ □

Aus den Frühlingssliedern.

6.

Wenn ein Schmerz die hohe, bleiche  
Stirn des Vaters zeichnet,  
Wenn den Kummer ich errate,  
Den er zu empfinden leugnet:

Wenn nicht Scherz und heitres Kosen  
Seine Sorgen scheuchen,  
Kenn ich jetzt ein holdes Mittel,  
Dem alsbald die finstern weichen.

Dich, du heitre Frühlingsrose,  
 Laß ich ihm zu Füßen  
 Spielen, jauchzen, tändeln, kosen,  
 Und der Schmerz wird fliehen müssen.

Solchem sonnenheitren Lächeln,  
 Solchen frohen Blicken  
 Weicht der Gram, um Raum zu lassen  
 Keinem, menschlichem Entzücken.

□ □ □

Aus den Sommerliedern.

2.

Ueber die braune Heide  
 Zieheth der Sonnenstrahl  
 Glühende, zitternde Netze,  
 Bis ins Erlental.

Bis an die fernen Höhen,  
 Blauend in zartem Duft;  
 Bis an die fernen Türme,  
 Ragend in stiller Luft.

Ueber dem Sumpfe wiegt sich  
 Niedrig und schwer der Weih,  
 Aus dem Saume des Waldes  
 Lugt eine Hinde schein.

Ueber die Firsten des alten  
 Schlosses schwingt sich der Storch,  
 Nezend die Jungen. — Ein Rufen!  
 Was für ein Ton war das? — Horch!

fährst du empor mir im Schoße?  
 Reichst mit den Händlein schon?  
 Lächelst und stampfest und jubelst!  
 Kindlein, erkennst du den Ton?

Sieh, um die Waldesecke  
 Biegt er mit eilendem Schritt.  
 Väterchen ist es, und Blumen  
 Bringt er dem Kindlein mit.

— — — — —  
 □ □ □

## 3.

Das Wetter naht, die falben Lichter zucken,  
 Gespalten sind die Wolken, schwer wie Blei,  
 Und fahl wie Blei. Die scheuen Vögel ducken  
 Sich in das Nest mit angsterfülltem Schrei.

Ein dumpfes Tönen. — Schwere Donner rollen,  
 Der Sturmwind reißt die mächtigen Segel ein;  
 Jetzt alles still, nur noch ein fernes Grollen  
 Und tief im Dunstkreis noch ein fahler Schein.

Jetzt Blitz und Schlag! — Ein Knattern, ein Erbrausen,  
 Ein tiefes Rollen, daß das Herz erbebt.  
 Gezündet hats, ich ahne es voll Grausen.  
 O Gott! sei gnädig allem, was da lebt.

□ □ □

## Aus den Herbstliedern.

## 4.

Wie warm du alles Schöne liebst!  
 Den Sonnenstrahl, die goldnen Sterne,  
 Des Mondes sanftes, blaßes Licht,  
 Den hellen Glanz der blauen Ferne.

Dem Sommerfaden jubelst du,  
 Wenn schimmernd er das Land durchzittert,  
 Dem schwanken Rebzweig freudig zu,  
 Der traut das Fenster uns umgittert.

Den Wandervögeln schaußt du zu,  
 Und wenn sie deinem Blick entschwinden,  
 Folgt lachend er dem Wolkenzug,  
 Dem Laub, entführt von rauhen Winden.

Du siehst die lichte Schönheit nur  
 Des Jahrs, wie es zur Ruhe sinket;  
 Von Tod, von Abschied keine Spur.  
 Wie freudvoll dir das Leben winket!

□ □ □

Indem wir nun zu den übrigen lyrischen Gedichten weitergehen, wollen wir uns von der Dichterin selbst, die freilich keine Gelehrte ist, einen ästhetischen Vortrag über ihre anspruchslose Liederkunst halten lassen. In der Novelle „An der Balkenfurth“<sup>1)</sup> ist Beatrix von Wolffshagen dazu verurteilt, bei ihrem ungeschlachten und ungebildeten Großvater, einem alten Obersten, die derben Arbeiten eines ländlichen Haushaltes zu verrichten und zu beaufsichtigen. Aber täglich weiß sie ein Feierstündlein zu gewinnen, wo sie geistig lebt und webt und wo ihr manches Erlebnis, sei's glücklicher, sei's schmerzlicher Art, sich zum Bilde eines einfachen Liedes gestaltet.

Man lese die folgende Szene zugleich als eine weitere Stilprobe.<sup>2)</sup>

»„Liebe Alwine, Du siehst ja ganz triumphierend aus!“ rief Frau von Dernau der Eintretenden entgegen. „Hat das Fräulein den Schaden so gut geheilt?“

„Ja, und mehr als das, Bertchen; Dein Gemahl würde sagen, Fräulein v. Wolffshagen sei in allen Sätteln gerecht. Während sie meine Robe ausbesserte, habe ich entdeckt, daß sie Schriftstellerin ist.“

„Schriftstellerin?“ fragte der Graf ungläubig.

<sup>1)</sup> Hans Hagenbeck, nicht Kohlhaus ist für die Dichterin Modell.

<sup>2)</sup> Zwischen Ems und Wupper, S. 327 ff.

„Schriftstellerin!“ schrie der Oberst, und die frische Röte seines Gesichtes ging in tiefes Dunkel über. „Sie müssen sich irren, meine Gnädige. Es gibt an der Balkenfurth so viele notwendige Arbeiten für die kleine Kröte, daß ihr kaum Zeit genug bleibt, um ihren Morgen- und Abendsegen zu sprechen. Sehen Sie nur ihre Hände an.“

„Diese hübschen Hände sind allerdings ein wenig braun; aber sie haben dennoch dieses Gedicht niedergeschrieben.“

„Geschrieben, ja, aus irgend einem Buche heraus,“ brummte der Oberst mit einem ingrinnigen Blicke auf seine Enkelin, der diese doppelt heiß wünschen ließ, daß sie ihre Autorschaft möge verleugnen können. Das Fräulein von Allmersbach fuhr indes mit ihrer hellen Stimme fort: „Nein, nicht aus einem Buche, sondern aus ihrem Kopfe, Herr von Wolffshagen; Fräulein Beatriz ist gescheiter, als Sie ahnen.“

„Na, so soll doch —“ fuhr der Oberst so heftig auf, daß Beatriz sich erblässhend an den Stuhl der Direktorin lehnte.

Diese kam ihr schnell zu Hülfe: „Was soll dem geschehen, Herr Oberst?“ unterbrach sie ihn heiter. „Sie werden doch Beatriz keinen Vorwurf daraus machen wollen, daß sie jung ist! Erlauben Sie mir einen Blick auf das Gedicht, Fräulein v. Allmersbach. — Mairegen. — Ja, ich kenne es, und Du brauchst Dich seiner nicht zu schämen, mein Töchterchen. Weshalb solltest Du Deine unschuldigen Frühlinglieder nicht ebenso gut singen, wie der Fink oder die Lerche? Sie wünschen es zu lesen, Herr Graf? — Beatriz, Du erlaubst?“ — Und sie legte das kleine Blatt in die Hand des Grafen.

Während der Oberst, noch immer ärgerlich, dem Baron und dem Direktor auseinandersetzte, er sei wie aus den Wolken gefallen, denn er habe keine Ahnung von den Ulfanzereien gehabt, welche die kleine Kröte im Geheimen treibe, las Helmerich still für sich:

#### Mairegen.

Süße, klare Töne dringen  
Aus dem lichten, zarten Laub;  
Nachtigallenweisen klingen  
Zum bewölkten Himmel auf.

u. s. w. (S. 115.)



Er war zu Ende, aber er gab das Blatt nicht aus der Hand, und sein warmer, offener Blick ruhte auf Beatriz mit dem Ausdruck herzlicher Abbitte und rückhaltloser Bewunderung. Der Oberst rief eben, einer gegenteiligen Aeußerung des Direktors widersprechend: „Aber ich sage Ihnen, daß dergleichen immer vom Uebel ist!“

„Warum sollte es das sein, Herr Oberst?“ fragte Frau Dienberg in ihrer ruhigen, besänftigenden Weise. „Stimmungen, wie Beatriz sie hier ausdrückt, haben wir alle in unserer Jugend gehabt, wenigstens diejenigen von uns, denen die natürliche Reinheit und Frische der Gefühle nicht vorzeitig abhandengekommen war. Und selbst der gereifere Mensch, dem in den Mühen und Sorgen des Lebens die ursprüngliche Empfänglichkeit verkümmert worden ist, freut sich, wenn von außen her diese schlummernde Empfänglichkeit wieder einmal angeregt wird. Warum sollen wir nun den Wenigen, denen es gegeben ist, diesen Gefühlen, Anschauungen, Stimmungen — wie wir es nennen mögen — den entsprechenden Ausdruck zu geben, es verdienen, wenn sie von dieser glücklichen Gabe Gebrauch machen? Wir sollten ihnen lieber dankbar dafür sein, daß sie, die das Zauberwort kennen, es auch anwenden, um uns den versunkenen Schatz aus der Jugend heben zu helfen.“

„Das klingt ganz hübsch, meine Gnädige,“ brummte der Oberst, „aber es ist mir ein bisschen zu hoch.“

„Mich aber, gnädige Frau,“ sagte der Graf mit Wärme, „haben Sie zum tiefsten Dank verpflichtet, weil Sie einem Gedanken Worte liehen, den ich selbst auszusprechen verlangte — und doch nicht wagte, nachdem ich vor kurzem ein Urtheil abgegeben, das auf den ersten Blick mit ihm im Widerspruch zu stehen scheinen könnte. Aber es sollte — ich bitte Sie sehr, es zu glauben — nur gegen Uebertreibungen, nicht aber gegen den echten Schatz seltener weiblicher Bildung gerichtet sein.“

Er wandte sich mit seinen Worten zwar äußerlich an Frau Dienberg; aber Beatriz fühlte sich mit warmer Freude

davon überzeugt, daß sie auch ihr galten. Diese Gewißheit machte sie so innig froh, daß sie mit einer Gleichgültigkeit, über welche sie selbst erstaunt war, dem Sturm entgegenschah, der beim ersten Alleinsein mit ihrem Großvater notwendig über sie hereinbrausen mußte, um der unglücklichen Entdeckung willen, daß sie eine „Federfuchserin“ sei.«

Wir sehen einerseits, wie bescheiden die Dichterin von ihrer „glücklichen Gabe“ denkt, andererseits aber, daß für sie jedes echte Lied ein freigewachsenes Naturerzeugnis ist, durch innere Kräfte emporgesandt, so, wie die Blume ans Licht kommt oder wie der Fink seine Weise vom Blütenbaum ertönen läßt.

„Gefühle, Anschauungen, Stimmungen — wie wir es nennen mögen —“ sind es, denen durch ein „Zauberwort“ Ausdruck verliehen wird; oder anders: es ist irgend ein bedeutsames Erlebnis, das sich zum Bilde des Liedes gestaltet.

Das dichterische, überhaupt das künstlerische Schaffen gleicht dem kindlichen Spielen, mit dem es wesensverwandt ist. Eines bedeutsamen Seelenereignisses — es braucht indes nichts Großes, nichts Auffallendes zu sein; ein einfacher Naturvorgang, irgendwelche freudige oder traurige Erfahrung kann wichtig genug sein — eines Ereignisses, das die Seele nicht loslassen will, bemächtigt sich die spielende Vorstellungskraft, die das noch rohe Gebilde hin und her wendet und nach allen Seiten rundet, hier und da ausgleichend, hervorhebend oder wie der Photograph retouchierend, bis es alle irdischen Schlacken abwirft, sich von der nun befreiten Seele ablöst und in der reinen Gestalt des dichterischen Bildes erscheint.

Die besten Lieder und Gedichte unserer Maria Lenzen sind auf diesem natürlichen Weg entstanden.

Nun aber stellt der Gefühlsliriker was er liebt, was er verehrt und anbetet, worüber er trauert oder klagt, worüber er sich freut oder jubelt, was er ersehnt oder erhofft dar, indem er entweder 1. dieses sein innerstes Empfinden mit den sprachlichen Ausdrucksmitteln u n m i t t e l b a r wieder-

gibt (sog. direkte Lyrik) oder 2. von einem sinnenfälligen Motiv ausgeht und hieran sein Gefühl gleichsam aufleuchten läßt (indirekte Lyrik). Beispiele für die erste Art haben wir an folgenden Gedichten unserer Auswahl: Die Hoffnungslose, Die heitere, Stumme Qual, Heimweh, Klag-schrei u. s. f. Unsere Dichterin hat jedoch entschiedene Neigung zur sog. indirekten Lyrik und erweist damit deutlich eine gewisse lyrische Begabung. Beispielsweise seien genannt: Kirchhof, Festabend, Die Rose, Schlaf und Traum, Erfahreter Frühling, Frühlingsnahren, Frühlingsboten, Die erste Schwalbe u. s. w.

Mit einem Wort soll auf das innige persönliche Verhältnis unserer Dichterin zur Natur hingewiesen werden. Die großen Ereignisse und Veränderungen am Himmel und auf der Erde dienen ihr nicht etwa nur dazu, ihre kleinen Freuden und Leiden zu deuten. Schon aus den Novellen, noch deutlicher aus vielen Liedern erkennt man, wie sie sich von der großen Mutter abhängig weiß, wie sie nicht mit ihr spielt und tändelt, sondern in ihr lebt, wie sie ihre Schönheit — „sei rauh ihr Antlitz, sei es sonnenheiter“ —, ihre Erhabenheit, ihre Unendlichkeit empfindet und sich darein versenkt. In der Natur findet der Mensch die Symbole des Schönen, Reinen, Göttlichen, die hinüberdeuten in eine bessere und vollkommeneren Welt (z. B. Mairose S. 137). Gibt er die Verbindung mit der Allmutter auf, dann wird er schwach und elend.

„Ermüdet ist der Geist, beengt die Brust.  
Soll ich noch atmen, muß das Band ich sprengen,  
Das hier mich hält, hinaus! in frischer Luft  
Näh an dein Herz, du große Mutter, drängen.

Hinaus, hinaus! in deiner Wälder Schoß,  
In Licht und Schatten, Klang und Duft zu baden,  
Du machst von all dem schweren Druck mich los,  
Mit dem die Welt die Seele mir beladen.“

(Gebrochene Fesseln S. 134.)

Die unendliche Größe der Welt offenbart sich im Meer:

„Du alterst nie und wandelst nicht,  
Bist ewig stark und groß;  
Es tauchen Sonn und Sterne licht  
All auf aus deinem Schoß.“

(Welledas Lied S. 105.)

in der Heide:

„Und dennoch bist du, wilde, braune Mutter,  
Unendlich schön; denn du bist grenzenlos!“

(Die wilde Mutter S. 136.)

im gestirnten Nachthimmel:

„O Königin, Gedankenvolle, Stille,  
Wie hoch erhaben scheinst du ernstem Sinn!  
Des Sternengewandes feierliche Hülle,  
Du breitest sie auf alle Lande hin.  
In ihrem Schirm erblüht die Wunderfülle  
Des Traums, und tausend holde Bilder glühen:  
Und Glück und Macht und Liebe sind geboren  
Für ihn, dem selbst die Hoffnung schien verloren.“

Zu bemerken ist, daß diese tiefe Betrachtung in den letzten Lebensjahren der Dichterin am reinsten und reifsten entwickelt ist. „Die wilde Mutter“, „Mairose“, und „Die Nacht“ (woraus wir eine Strophe angeführt haben) schrieb die Greisin mit schon zitternder Hand zu den übrigen Gedichten.

Solches Naturgefühl ist religiöses Gefühl. Ueber die religiöse Seite ihres Wesens müssen wir uns an dieser Stelle etwas ausführlicher äußern. Maria Lenzen war eine Frau voll hingebender Frömmigkeit, voll ernstes und reinen

Strebens. Aber sie war zugleich eine vornehme, ja stolze Natur, die für sich das Recht freien, selbständigen Denkens in Anspruch nahm, die an der Kirche und kirchlichen Einrichtungen scharfe Kritik übte, die ihrer Meinung in ursprünglicher, kräftiger Weise Ausdruck verlieh, die sogar vor förmlichem Widerstand gegen ausdrückliche Lehrsätze der Kirche nicht zurückschreckte. Naturanlage, Nachdenken, Lektüre und der Einfluß ihrer Angehörigen haben zusammengewirkt. Von dem Verkehr mit ihrem ersten Schwiegervater, dem Rat Lenzen, einem keineswegs kirchlich gesinnten Manne, ist oben die Rede gewesen. Der Vater Sebregondi selbst war, wie wir wissen, bei aller Frömmigkeit eine kritisch veranlagte Natur, ein männlicher Denker. Man beachte die kühne Art, wie er sich das wunderbare Wirken Jesu menschlich näher zu bringen sucht. Seine Schrift über die „Ferngesichte“ ist vor allem gegen den Aberglauben gerichtet. Er soll eine Stigmatisierte ihres überirdischen Charakters entkleidet haben. Im Jahre 1846 und 1847, also noch in Dorsten, richtete Maria Lenzen ein geharnischtes, mit Hohn gesättigtes Gedicht an den gutmütigen, dummen deutschen „Michel“, der mit unerfüllten politischen Versprechungen, mit sogenannten Reformationen und mit Aberglauben aller Art immerfort mit Erfolg zum besten gehalten werde. Im Jahre 1870 lehnte sie wie ihr Gatte, der Geheimrath ten Brink, der 1872 auch die Adresse gegen die Jesuiten unterschrieb, das Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes mit Heftigkeit ab. Eine ihrer Schwestern trat mit ihrer Familie zum Ultrakatholizismus über, und die ten Brinks wurden nur durch äußere Gründe, vor allem durch die Rücksicht auf das fürstliche Haus Salm-Salm, von diesem Schritte zurückgehalten.

Als Maria Lenzen nach dem Tode ihres Gatten (1875) in Anholt allein stand, ging sie immer mehr in sich selbst zurück, und gegen Ende ihres Lebens gab sie ihren Widerspruch gegen das Unfehlbarkeitsdogma auf. Der Gegenstand

hatte für sie übrigens das alte Interesse längst verloren. Ihr religiöses Bedürfnis war innerlicher geworden: sie verlegte sich weniger auf das Meinen und Denken, als darauf, die trüben Wasser menschlicher Unvollkommenheit und Schwäche zum reinen Kristallquell zu klären und auf diese Weise dem göttlichen Wesen ähnlicher zu werden und näher zu kommen. In den letzten, einsamen Lebensjahren müht sie sich ab in peinlicher Selbstprüfung, ringt sie in verzehrender Sehnsucht nach innerer Lauterkeit und Schönheit. In die heiligen Schriften des neuen Testaments, besonders in die Apostelbriefe vertieft sie sich, hieraus schöpft sie stets von neuem Mut und Rat und Antrieb. Und diese ausgesprochene, die ganze Seele erfüllende Stimmung der letzten Jahre hat — wie könnte es anders sein! — ihren nicht selten erschütternden Ausdruck in einer ziemlich großen Zahl geistlicher Gedichte gefunden.

Es sind vielfach zu breit ausgespinnene Stücke, mehr Betrachtungen als Gedichte, vielfach auch ganz unfertige Entwürfe, mit fliegendem Stifte hingeworfene Ergüsse. Aber alle tragen den vornehmsten Stempel, der einem Menschenwort aufgedrückt sein kann, den Stempel der Wahrheit, alle lassen in ein ernst strebendes, heiß ringendes Menschenherz schauen. Ob eine größere Anzahl gesammelt zu werden verdient, muß erst durch eine genauere Prüfung festgestellt werden. Hier folgen nur einige Strophen.

#### In der elften Stunde.

Schal ist mein Tranke, und bitter ist die Frucht,  
 Die mir gereicht nach langem, schwerem Streben.  
 Die Erdenlust, der Glanz, den ich gesucht,  
 Nicht Glück noch Ruh vermochten sie zu geben.  
 Erschöpft bin ich, doch meidet meinen Pfühl  
 Der Schlaf; und wird er endlich mir beschieden,  
 Dann stürmen Träume ohne Rast und Ziel  
 Vorüber, störend meines Schlummers Frieden.

Und widerwillig wendet sich mein Blick  
 Im Wachen auf die vielverschlungnen Pfade,  
 Die ich durchheilte, jagend nach dem Glück,  
 Dem trüglichen. Nun schien es am Gestade  
 Entfernter Ströme glänzend zu erblühen,  
 Jetzt lockts am Rande einer stillen Quelle;  
 In mächtigen Hallen seh ich dann es glühn  
 Und schwinden hin mit des Gedankens Schnelle.

Und naht es mir, und hatt ich es erfaßt  
 Und blieb mirs treu, hat wohl sein stetes Glänzen  
 Mich lang erfreut? Und wandt ich nicht voll Hast  
 Und Ueberdruß mich, wie von welken Kränzen?  
 Kein Tag entschwand in ungetrübter Lust;  
 Ein bitterer Tropfen fand sich stets im Grunde  
 Des Freudenfelds; die frohbewegte Brust  
 Barg in der Tiefe die verschwiegne Wunde.

Und welches Gut errang ich, das die Zeit  
 Des freudenlosen Alters mir versüßen  
 Und einst zum großen Tag der Ewigkeit  
 Der seligen Ruhe Pforten wird erschließen?  
 Nichts find ich, nichts als eine leere Hand!  
 Nicht Dank noch Segen habe ich erworben;  
 Verschleudert ist das mir vertraute Pfand,  
 Das Pfund, das wuchern sollte, schier verdorben.

Nur eine arme, kurze Spanne bleibt  
 Mir noch von den verlornen goldnen Tagen  
 Des Lebens, das mit Schnelle abwärts treibt  
 Zur dunkeln Schwelle, wo die Marken ragen  
 Der Nacht, die uns kein Wirken mehr erlaubt,  
 Wo Hoffnung schweigt und Reue flagt vergebens,  
 Wo hilf- und tatenlos das schuldige Haupt  
 Sich knirschend beugt am Ziele alles Strebens.

Was bleibt mir? — Der Verzweiflung dumpfe Qual,  
 Soll sie den Rest der Tage mir vergällen? — — —  
 Nein! aus des Heilands Auge bricht ein Strahl  
 Des Mitleids, seine milden Worte hellen  
 Den trüben Nebel im erstorbenen Blick  
 Erstarrend auf und geben meiner Seele  
 Des Glaubens Licht, des Willens Kraft zurück,  
 Wie tief mich auch der Reue Stachel quäle.

Zur elften Stunde, du Verlorner, rief  
 Der Herr dich heim von deinen finstern Wegen;  
 Die Seele, die im Bann des Irrtums tief  
 Verstrickt, führt er dem reinen Licht entgegen,  
 Das tröstend den erschöpften Büsser grüßt,  
 Den noch im Schatten seiner letzten Stunden  
 Der gläubigen Hoffnung holder Strahl umfließt,  
 Weil endlich er den Pfad des Heils gefunden.

□ □ □

Hierzu nehme man den friedvollen Sterbebesang S. 139.

Unsere Auswahl geht, wie oben bemerkt, auf das dichterische Tagebuch zurück. Sie enthält nicht die Hälfte der von der Dichterin ausgelesenen Stücke, dagegen ein Duzend Gedichte, die Maria Lenzen nicht in ihre Sammlung aufgenommen hatte. Ihr Urteil war ihren eigenen Kindern gegenüber eben nichts weniger als unbefangen: hatte sie doch ein so ungeheuerliches Werk wie die „Pantellaria“ in ihrer klaren und anmutigen Schrift aufs sauberste für den Drucker fertig geschrieben. Damit soll nun aber beileibe nicht gesagt sein, daß unsere 77 Stücke lauter Perlen seltener Art seien. In den nach der Zeit der Entstehung sich folgenden Gedichten sollten sich nach unserem Plane Lebensgang und Lebensschicksale widerspiegeln. Manches für die Lebensgeschichte bedeutsame Bekenntnis wurde aufgenommen, auch wenn es ein schwacher dichterischer Versuch war. Die



Dichterin darf nur nach dem beurteilt werden, was ihr gelungen ist. Es sind nicht ganz wenige wirkliche „Gedichte“, an denen man Gefallen haben kann, mögen sie gleich nicht alle vollkommen sein. Es seien hervorgehoben: Festabend, Die Rose, Schlaf und Traum, Ersehnter Frühling, Märznacht, Frühlingsnahen, Frühlingsboten, Die erste Schwalbe, Talglocke, Klagschrei, Ahnung, Waldesnacht, Die Waldkapelle, Welledas Lied, Der Mondstrahl, Die Blüte, Beseelter Frühling, An einem Frühlingsabend, Ermutigung, An dich allein, An Ignaz, Gute Nacht, Mairegen, Winterbild, Waldblume, Ueberdruß, Der Brief, Genesung, Frühlings Erwachen, Willkommen, Am Waldrand, Spröder Lenz, Befreit, In tiefer Nacht, Blüh weiter, Gebrochene Fesseln, Weckruf, Mondaufgang, Die wilde Mutter, Maireose, Schlummerlieder, Am 9. Februar 1882.

Fürs erste mögen freilich an der Lyrik unserer Maria Lenzen manche berechtigten Eigentümlichkeiten und manche nicht zu leugnenden Schwächen befremden. So hören wir an einer schönen menschlichen Stimme nicht selten zunächst gewisse unangenehme Neben- und Untertöne. Aber der Wohllaut erlangt bald das Uebergewicht, und was die Stimme ausdrückt, läßt vollends alles Störende vergessen. Bei wiederholter Lektüre hat für uns manches Lied anders zu klingen begonnen. Und diese oder jene Unbeholfenheit erschien uns endlich als drollige oder gar liebe Eigenart.

Maria Lenzen verfügt über einen ansehnlichen Schatz von dichterischen Ausdrucksmitteln. Die meisten ihrer Gedichte zeichnen sich durch wohltönende Sprache aus. Die Verse fließen leicht und melodisch dahin. Die Reime klingen voll und rein und, was recht wichtig ist, die Reimwörter heben

die Begriffe heraus, auf denen die gewollten Vorstellungen ruhen. Die einfachsten, einheimischen Versformen und Strophen werden bevorzugt. Gleichwohl läßt ihre Verskunst die nötige Abwechslung nicht vermissen. Wie sich ihre Sprache meist dem Inhalt glücklich anpaßt, so richtet sich der Rhythmus des Gedichtes häufig in gelungener Weise nach der Stimmung, dem Rhythmus der Seele. Daß die Dichterin ein sprachschöpferisches Genie sei, soll nicht behauptet werden. Dem weiblichen Charakter entsprechend ist sie immer maßvoll und läßt sich kaum einmal zu einer überkühnen Wortbildung oder Wendung hinreißen. Gleichwohl überrascht sie bisweilen durch Kraft, dann wieder durch Leichtigkeit und Anmut des Ausdrucks. Ihr Reichtum an natürlichen Bildern — nicht leicht vergreift sie sich — ist in mehr als einem Liede zu bewundern, sei es, daß sich Einzelbilder wie Blumen in das Gewinde der Dichtung reihen, sei es, daß ausgeführte Gemälde das Ganze oder einen Teil beherrschen (s. o. S. 75 indirekte Lyrik). Trotz ihrer maßvollen Art, die sie wenigstens in der Lyrik vor Uebertriebenem und Ueberspanntem bewahrt, schreckt sie doch nicht leicht vor einem Gegenstand zurück und verfügt über eine reiche Skala von Tönen. (Man vergleiche: Des Liebenden Nachtlied, Wißbegierde, Die Lieb allein, Klagschrei, Der Redner, Klage des letzten Hünen, Die wilde Mutter, Mairose, Schummerlieder, Am 9. Februar 1882 u. s. w.)

Maria Lenzen neigt dazu, sich breit zu ergehen. Ihre Verse sind nicht immer ein bis zum Rande gefülltes Gefäß, wie die Lieder der großen Lyriker, eines Goethe, eines Mörike, oder auch einer Annette von Droste. Aber die dichterische Form ist angemessen, wenn sie die Persönlichkeit enthüllt und mitteilt.

„Alles, was der Dichter geben kann, ist seine Individualität“ — seine Persönlichkeit. „Diese muß es also wert sein, vor Welt und Nachwelt ausgestellt zu sein.“ (Schiller.) — Sollte es die Persönlichkeit unserer Dichterin in den Augen

von uns mittelmäßigen, weit unter ihr stehenden Menschen nicht wert sein? Wenn sie im Festgewande ihrer lautersten Dichtung vor uns tritt, erscheint sie uns da nicht wirklich als eine „schöne Seele“? Und hat ihr rastloses, der Arbeit, „der Liebe und dem Gesange“ gewidmetes Leben nicht etwas Ermunterndes, nicht etwas Mustergültiges? Sollte sie nicht für manchen eine Leiterin vom Nächstliegenden zum ferneren, vom Kleinen zu Größerem werden können?

W e n i g s t e n s f ü r u n s. Für solche, die weiter entfernt sind, mag ihre Stimme immerhin schon recht leise tönen, für uns ist sie vernehmbar genug. Für alle Zeiten wird Maria Lenzen in den Augen aller, die sie kennen lernen werden, unserer Stadt Dorsten, ihrer Vaterstadt, vor allem den Mädchen und Frauen unserer Stadt zur Ehre und zur Zierde gereichen. Möge die Wiedererweckung ihres Bildes dazu beitragen, reines Streben und geistiges Leben zu wecken und zu fördern. Indem wir sie, unsere Dichterin, 25 Jahre nach ihrem Tode mit verehrungsvollen Gefühlen grüßen, denken wir an das ergreifende Wort, das in Goethes Tasso eine edle Frau ausspricht:

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,  
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt  
Sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder.“

□ □ □

